

DIE WELTWOCH



Die Roma kommen: Raubzüge in die Schweiz

Familienbetriebe des Verbrechens.
Von Philipp Gut und Kari Kälin

Die unsichtbare Schlinge

Wie Staatsverträge Schweizer Recht aushebeln. *Von Urs Paul Engeler*

Casanova, der Intellektuelle

Der weltberühmte Liebhaber war eigentlich ein Mann des Geistes.
Von Tony Perrottet



Ganz im Mittelpunkt: Manero CentralChrono.



Mit der Manero CentralChrono präsentiert Carl F. Bucherer einen technisch überzeugenden Chronographen, der neue gestalterische Akzente setzt. Da sowohl die Sekunden als auch die Minuten des Chronographen via Zeiger aus dem Zentrum heraus gesteuert werden, garantiert der klassische Zeitmesser perfekte Lesbarkeit. Und dem Träger genau das, was er erwartet: Die Uhrzeit und einen Chronographen – dies alles auf einen Blick.

www.carl-f-bucherer.com



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 40, T 061 261 40 00, **Bern**, Marktgasse 2, T 031 328 90 90, **Davos**, Promenade 69, T 081 410 00 50, **Genf**, 45, Rue du Rhône, T 022 319 62 66, 22, Rue du Mont-Blanc, T 022 732 72 16, **Interlaken**, Höheweg 43, T 033 826 02 02, **Lausanne**, Rue de Bourg, T 021 312 36 12, **Locarno**, Piazza Grande, T 091 751 86 48, **Lugano**, Via Nassa 56, T 091 923 14 24, **Luzern**, Schwanenplatz 5, T 041 369 77 00, **St. Gallen**, Multergasse 15, T 071 222 02 22, **St. Moritz**, Via Maistra 17, T 081 833 31 03, **Zermatt**, Bahnhofstrasse 6, T 027 967 53 53, **Zürich**, Bahnhofstrasse 50, T 044 211 26 35, **Zürich Flughafen**, Airside Center, T 044 800 85 40, **KURZ** Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 39, T 061 269 60 60, **Luzern**, Weggisgasse 25, T 041 419 40 20, **Zürich**, Bahnhofstrasse 80, T 044 219 77 77 und **SWISS LION** Geschäfte **Engelberg**, Titlis, T 041 372 10 90, **Luzern**, Löwenplatz 11, T 041 410 61 81.

Intern

Die Polizei weiss Bescheid. Wenn Roma – früher sagte man «Zigeuner», heute ist der Begriff verpönt – Einbrüche begehen, hinterlassen sie oft typische Spuren, etwa Ohrenabdrücke an Türen in niedriger Höhe. Das hat seinen Grund: Die Roma-Clans aus Osteuropa, die vermehrt in der Schweiz aktiv werden, setzen gezielt Kinder und Jugendliche ein: Familienbetriebe des Verbrechens. Philipp Gut und Kari Kälin haben das Phänomen untersucht. Ob beim Kriminaltourismus, bei Bettelbanden oder der Strassenprostitution: überall werden Clan- und Sippenstrukturen greifbar. Das war schon immer so: Ein Rom ist zuallererst ein Rom: *family first*. Seite 24

Casanova gilt bis heute als *der* Frauenheld. Doch wer ist der Mann hinter dem Mythos des legendären Herzensbrechers? Tony Perrottet wollte es wissen. Der polyglotte Australier, selbst von chronischer Wanderlust getrieben, ist Experte des schummrigen Metiers. In seinem Buch «The Sinner's Grand Tour» (2011) porträtierte er die historischen Hinterzimmer Europas. Für die *Weltwoche* besuchte Perrottet Casanovas «Tatorte», suchte im Pariser Archiv dessen handschriftlichen



Altherren-Depression: Casanova.

Nachlass und entdeckte dabei Überraschendes: Der weltbekannteste Gigolo war ein missverständlicher Intellektueller. Sexuelle Abenteuer waren für ihn bloss eine Nebensache, die erotischen Aufzeichnungen primär Therapie seiner Altherren-Depression, die ihm halfen, sich mit dem Leben zu versöhnen: «Welch Freude, sich an vergangene Freu-

den zu erinnern!», schrieb er. «Es amüsiert mich, weil ich nichts erfinde.» Seite 44

Die SRG ist in den letzten dreissig Jahren rasant gewachsen. Die Anzahl Radioprogramme erhöhte sich von 7 auf 16, die Anzahl Fernsehprogramme von 3 auf 7. Nun will der Medienbetrieb sein Wachstum im Internet fortsetzen. Der Generaldirektor Roger de Weck missioniert unentwegt für die Aufhebung des Werbeverbots für SRG-Internetseiten. Wie geht er vor? Was treibt ihn an? Kulturredaktor Rico Bandle hat mit ehemaligen Weggefährten, Politikern und SRG-Mitarbeitern gesprochen. Dabei hat er festgestellt: Roger de Weck ist zwar ein grosser Charismatiker, das Bild des dialogbereiten und toleranten Kosmopoliten muss allerdings revidiert werden. Seite 30



Pose und Provokation: Anwalt Vergès.

Der «Advokat des Teufels» gibt nur selten Interviews. Für die *Weltwoche* machte Jacques Vergès, 87, eine Ausnahme und empfing unseren Mitarbeiter Claas Relotius in seinem Pariser Kabinett, einem Schattenreich aus mannshohen Statuen, grimmigen Totemmasken und flackerndem Kerzenlicht. Das Dunkle hat Vergès, der während des Besuchs wie ein kleiner Despot hinter seinem Schreibtisch sass, schon immer angezogen. Und auch die Freude an öffentlicher Pose und Provokation ist ihm geblieben: Im Interview sprach er, blitzgescheit und noch immer rhetorisch geschliffen, mit fast beiläufiger Gelassenheit von seiner Zusammenarbeit mit Menschenschlächtern, Terroristen und Diktatoren. Ein verbaler Ritt durch die Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, bei dem der *Maitre* genüsslich Zigarre rauchte. Seite 54



Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank
der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK



Beyer Chronograph Série Limitée

BEYER

Alle Zeit der Welt – seit 1760

Beyer · Uhren & Juwelen

Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

Patek Philippe · Rolex · A. Lange & Söhne · Breguet · Jaeger-LeCoultre · Hublot · Breitling · Cartier
Chopard · Baume & Mercier · IWC Schaffhausen · Tudor · Jaquet Droz · Wellendorff

Die Deutschen

Die Empörung macht sie blind. Bundesanwalt Lauber weckt Hoffnung. Und ein richtiges Ärgernis. Von Roger Köppel

Die Schweizer Bundesanwaltschaft hat Haftbefehle erlassen gegen drei deutsche Steuerfahnder in Nordrhein-Westfalen. Es geht nicht um den Kauf gestohlener Bankdaten, es geht darum, dass die Steuerfahnder möglicherweise zur Ausspionierung einer Schweizer Grossbank angestiftet und diese Ausspionierung gesteuert haben. Seit zwei Jahren reagiert Deutschland in dieser Sache auf kein Rechtshilfebegehren der Schweiz. Allenfalls bringen die juristisch stichhaltigen Haftbefehle endlich Bewegung in den Fall.

Deutsche Politiker vermuten, die Bundesanwaltschaft wolle die aktuell laufenden Steuerverhandlungen zwischen Bern und Berlin torpedieren. Man ortet politische Motive beim neuen Bundesanwalt Michael Lauber, der die Gangart vor zehn Tagen mit seinen Haftbefehlen verschärfte. Der Vorwurf ist falsch, aber er veranschaulicht die Einstellung. Offensichtlich glauben einige Deutsche nicht an die Unabhängigkeit unserer Strafverfolgungsbehörden. Die Empörung über sogenannte Steuersünder macht sie blind.

Tatsache ist: Die Schweiz ist, wie Deutschland, ein Rechtsstaat mit Gewaltenteilung. Der Bundesanwalt ist, anders als in Deutschland, nicht direkt der Regierung unterstellt. Zudem: Das Verfahren gegen die Steuerfahnder läuft seit Jahren. Die Nachricht, dass Haftbefehle erlassen wurden, haben deutsche Behörden unter Verletzung des Amtsgeheimnisses an die Medien weitergereicht. Nicht die Schweizer, die Deutschen heizen öffentlich die Stimmung an. Die politische Entrüstung hilft ihnen womöglich, das Steuerabkommen zu sabotieren und der Schweiz noch höhere Abgeltungssätze aufzuzwingen.

Der Konflikt ist im Kern einfach: Deutschland kämpft wie die meisten Staaten der EU mit einem riesigen Schuldenproblem. 2000 Milliarden Euro türmen sich, spätere Rentenverpflichtungen noch nicht eingerechnet. Anstatt den Haushalt zu sanieren, bewirtschaftet die Politik die Einnahmeseite durch Enteignung. Man erfindet neue Steuern, erhöht die alten. Die Angestellten sind die Dummen. Sie haben keine Chance, ihr Geld am Fiskus vorbeizuschleusen. Unternehmer und Erben haben mehr Möglichkeiten. Daraus wird ihnen jetzt ein Strick gedreht.

Deutsche Entrüstungspolitik übersehen und verdrängen: Ihr Staat hat in den letzten



Rette sich, wer kann.

hundert Jahren dreimal Konkurs gemacht. Grössenwahnsinnige Regierungen, die sich im Verbund mit höchsten moralischen Idealen wähnten, trieben das Land auf Kosten der Bürger mehrfach in den Ruin. Zwei Weltkriege und eine Hyperinflation löschten wiederholt das hart erarbeitete Volksvermögen aus. Bewundernswert haben sich die zähen Deutschen aus den rauchenden Trümmern hochgekämpft. Man wird es ihnen nicht verargen, dass das Vertrauen in den eigenen Staat gelitten hat.

Steuerflucht ist immer ein Beweis für Missstände und schwindendes politisches Vertrauen in den Staat. Es ist wie in allen verkrahten Beziehungen: Wenn sich der Mann schlecht benimmt, dann geht die Frau und umgekehrt. Es spielt eine Rolle, wie sich die Politik anfühlt. Die Schweiz hat eine hohe Steuermoral, weil die Leute selber darüber entscheiden, wie viel Geld sie dem Staat überlassen wollen. In Deutschland entscheidet der Staat, wie viel Geld er den Bürgern wegnimmt. Das ist der wesentliche Unterschied.

Die Deutschen sind nicht dumm, im Gegenteil. Sie haben längst gemerkt, dass auch das jüngste Prestigeprojekt ihrer Elite an die Wand zu fahren droht: Sie sehen ihre Ersparnisse verschwinden in den schwarzen Löchern wirkungsloser Euro-Schirme. Sie wurden nie gefragt, ob sie die Einheitswährung wollen, deren Erhaltung sie heute mit Milliarden bezahlen müssen. Das System produziert auch diesmal die Steuerflüchtlinge, die für ihr Geld

einen sicheren Hafen suchen. Die Flüchtlinge handeln rational. Rette sich, wer kann.

Die Schweiz ist ein unabhängiges Land. Sie ist keine Unterabteilung der deutschen Steuerfahndung. Wenn die Deutschen es nicht fertigbringen, dass sich ihre Bürger an die Steuergesetze halten, können sie das Problem nicht lösen, indem sie anderen ihre Gesetze aufnötigen. Es ist nicht die Aufgabe der Schweiz, jeden deutschen Uhrenkäufer, jeden Hotelgast oder jeden Bankkunden zwischen St. Moritz und Genf wie einen mutmasslichen Steuerverbrecher zu behandeln.

Die deutschen Politiker können die Kapitalflucht selber stoppen, ohne Übergriffe. Sie müssen nur zu Hause die Anreize der Steuervermeidung beseitigen. Repräsentative Demokratien neigen zur Verschwendung. Vielleicht ist das Beispiel direktdemokratischer Kostenkontrolle hilfreich. Allerdings: Die deutschen Parlamentarier leben vom Staat. Ihr Kreuzzug gegen die Steuerflucht ist immer auch ein Kampf fürs eigene Portemonnaie. Ihr Interesse, die Lasten zu verringern, hält sich naturgemäss in Grenzen.

Bundesanwalt Laubers Haftbefehle haben in der Schweiz eine wohlthuende Erkenntnis ausgelöst: Es gibt noch eine schweizerische Rechtsordnung, die sich gegen Verletzungen und Übertretungen aus dem Ausland wehrt. Das war nach den Erfahrungen im US-Steuerstreit und den Konflikten mit EU und OECD zuletzt nicht selbstverständlich. Das Vorgehen des Bundesanwalts weckt Hoffnung. Könnte es sein, dass sich irgendwann auch der Bundesrat im Konflikt mit dem Ausland wieder entschieden hinter die eigene Rechtsordnung stellt?

Und gleich ein echtes Ärgernis: Der Zürcher Beamtenpensionskasse BVK (Unterdeckung: vier Milliarden Franken) sind vom Kantonsrat eben zwei Milliarden Franken als «Anschubhilfe» zur dringlichen Sanierung bewilligt worden. Was sauer aufstösst, ist der Umstand, dass sich bis jetzt niemand politisch für den gewaltigen Verlust verantworten muss. Es war nicht höhere Gewalt, die Löcher in die Kasse frass. Es gab falsche Investitionsentscheide. Millionen sind in unsoliden Anlagefonds verjubelt worden. Dank leichtsinnigen Beitragssenkungen profitierten die Versicherten. Seit bald zwei Jahren arbeitet sich in gefühlter Zeitlupe eine parlamentarische Untersuchungskommission an diesem Fall ab. Sie soll aufklären, welche Fehler gemacht wurden und wer dafür geradestehen soll. Vorschläge zur Verbesserung sind ebenfalls gefragt. Noch liegen keine Ergebnisse vor, aber die Finanzspritzen in Milliardenhöhe sind bereits beschlossen worden. Die Reparatur der Pensionskasse beginnt, bevor die Schadensursachen geklärt wurden. Die Operation läuft, aber eine exakte Diagnose liegt nicht vor. Auch das gibt's nur beim Staat.



Charismatiker: SRG-Chef de Weck. Seite 30



Die Sippe geht über alles: Roma. Seite 24



Mehr als ein Schwerenöter: Casanova. Seite 44



Damoklesschwert: Radlegende Merckx. Seite 60

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Ein Quantum Mut

11 Im Auge David Caruso, TV-Fahnder

12 Verkehr Staatsdiesel

12 Bundeshaus Neues aus der Dunkelkammer

15 Personenkontrolle Ineichen, Blancpain, Lipp, Raaflaub

15 Nachruf Architekt Bruno Giacometti

16 Die unsichtbare Schlinge

Mit Staatsverträgen wird Schweizer Recht umgekrempelt

18 Die Deutschen Sachschaden

18 Wirtschaft Zurück zu den Zehn Geboten

19 Ausland Obama setzt auf Putin

20 Mörgeli Nicht alle sitzen im gleichen Boot

20 Bodenmann Franz Weber des Service public

21 Medien Getrübtte Sicht

21 Kostenkontrolle 45 000 Franken für eine Teenie-Website

22 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

24 Die Zigeuner: Raubzüge in die Schweiz

Osteuropäische Roma-Sippen und der Kriminaltourismus

28 Im Visier von Kommissar Ludwig

Tricks einer undurchsichtigen polnischen Roma-Sippe

29 Verbrechen Enkeltrick-Betrüger in der Schweiz

30 Mission de Weck

Der Plan von SRG-Generaldirektor Roger de Weck

34 Aufsicht im Machtrausch

Finma-Direktor Patrick Raaflaub gefährdet den Finanzplatz

36 Bundesanwalt Michael Lauber

Mann der Stunde: der neue Bundesanwalt Michael Lauber

38 Mein Name sei Stopper

Der unermüdliche Kampf des Naturschützers Paul Stopper

40 Das Kartell der Guten

Die Profiteure der staatlichen Entwicklungshilfe

42 Suva Der Staatsbetrieb vergnügte sich im Ferienort Davos

43 Tierschutz Paradoxe Bussen für Schwyzer Hundehalter

44 Wer war Casanova?

Die Memoiren des Frauenhelden bringen neue Erkenntnisse

48 Alles ist Roth

Die grosse Geschichte des Matratzenherstellers Roviva

50 Essay Die heutige Zeit braucht Kämpfer wie Robert Nef

51 Liberalismus Inspiration für Freunde der Freiheit

52 Meine Scheidung

Ein Hausmann über den gescheiterten Rollentausch



Gut erfunden:
Dampfglätten statt Bügeln.



Die Adora mit der Weltneuheit Dampfglätten.

Als erster Waschautomat entknittert die Adora SLQ die Wäsche mit Dampf, und zwar so gründlich, dass das Bügeln in den meisten Fällen überflüssig wird. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen unter vzug.ch



«Advokat des Teufels»: Anwalt Jacques Vergès. Seite 54

Interview

54 «Wie ein Drama von Shakespeare»

Zu seinen Freunden zählten Mao, Pol Pot und Che Guevara. Ein Gespräch mit Jacques Vergès – dem berühmtesten und zugleich umstrittensten Anwalt der Welt

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Bette Davis, Schauspielerin

60 Bestseller

60 Das kranke Herz des Kannibalen

Radlegende Eddy Merckx litt an einer geheim gehaltenen Krankheit

62 Wer zuletzt lacht

Vor 500 Jahren starb Amerigo Vespucci – der Zuspätgekommene erntet den Ruhm

63 Jazz Malia

65 Serien Die grandiose HBO-Reihe «Boardwalk Empire»

66 Top 10

66 Kino «Un cuento chino»

67 Fernseh-Kritik Richtig gut

68 Namen «Einfach dran glauben»

69 MvH Mein Beauty-Koeffizient

69 Gesellschaft Ansaugen

70 Die Besten Chic und nah am Wasser

71 Thiel Hochdeutsches Steuerreich

71 Wein Cabernet d'Est 2010

72 Zu Tisch Philippe Rochat tritt ab – eine Würdigung

73 Auto Porsche Cayman R

74 Hochzeit Nicole Gyurkovits und Juma Mtawa

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Kari Kälin, Peter Keller, Andreas Kunz,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Pearl Frisch (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rüegger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





"WER EIN RENNFLUGZEUG MIT EINEM 3200-PS-MOTOR STEUERT, BENÖTIGT DIE ÜBERLEGENE PERFORMANCE DES **WELTBESTEN CHRONOGRAFEN.**"

Als der junge Thom Richard in die USA kam, hatte er einige Dollars in der Tasche und nur einen Traum: fliegen. Heute, nach über 9000 Flugstunden auf seinem Konto, lebt der versierte Pilot seine Leidenschaft voll aus und nimmt namentlich an den berühmten Wettkämpfen von Reno teil, am Steuer der «Precious Metal», dem mythischsten Rennflugzeug. Nun peilt er einen Sieg in Reno und den Geschwindigkeitsweltrekord an. An seinem Handgelenk trägt er das ultrarobuste und ultrazuverlässige Instrument Chronomat, in dem ein Hochleistungsmotor tickt, ein hundertprozentiges Breitling Werk. Für Thom Richard ganz einfach der weltbeste Chronograf.

5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE CHF 8'450.- - unverbindlicher Richtpreis

EMBASSY

GRENDDELSTRASSE 2, LUZERN, TEL. 041 - 418 20 80
SCHWEIZERHOFQUAI 2, LUZERN, TEL. 041 - 418 50 80
PALACE ARCADE, ST. MORITZ, TEL. 081 - 833 35 31



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

MACHEN SIE SICH EINEN SPORT DARAUS, VON EINEM GUTEN DEAL ZU PROFITIEREN.

Jetzt können Sie die aktuelle Wirtschaftslage ebenso sportlich nehmen wie die nächste Fahrt mit Ihrem neuen Auto. Dafür sorgen zum einen unsere einmaligen Swiss Deal Angebote, zum anderen die 8-Stufen-Automatik und das Adaptive Dynamics System des Range Rover Sport. Mit seinen neuen, optimierten 3.0-Liter-Dieselmotoren, einem Verbrauch von 8.5 l/100 km*, noch geringeren CO₂-Emissionen und neu auch mit elektrischer Heckklappe lässt der Range Rover Sport von vorne bis hinten keine Wünsche offen. Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann. www.landrover.ch



- Ab CHF 79'800.-*
- Swiss Deal Prämie CHF 9500.-*
- Swiss Deal Leasing 3.9%*
- 3 Jahre Free Service*

Kompetenz und Dienstleistung bei
Ihrem Land Rover-Fachmann

RANGE ROVER SPORT



*Abgebildetes Modell: Range Rover Sport, 3.0 TDV6, aut., Modell S, 211 PS/155 kW, Gesamtverbrauch 8.5 l/100 km, Ø CO₂-Emission 224 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 159 g/km. Swiss Deal: gültig vom 11.1.2012 bis auf Widerruf auf den Range Rover Sport-Fahrzeugen. Berechnungsbeispiel: empfohlener Kunden-Nettoverkaufspreis CHF 79'800.-, abzüglich Kundenvorteil CHF 9500.-, jetzt CHF 70'300.-. Mit Swiss Deal Leasing 3.9% kumulierbar, Sonderzahlung 10% der Basispreisempfehlung, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, effektiver Jahreszins 3.97%, Kautions 5%, obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingrate monatlich CHF 815.15 inkl. MWSt. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Free Service: exklusive Schweizer Dienstleistung für 3 Jahre oder 100'000 km (es gilt das zuerst Erreichte), kostenlose Wartung inklusive Abgaswartung, Material und Flüssigkeiten.

Ein Quantum Mut

Von Alex Baur — Mit dem Haftbefehl gegen deutsche Steuerfahnder, die zur Spionage angestiftet haben, zeigt die offizielle Schweiz Ansätze von Rückgrat. Zur eigenen Überraschung mit Erfolg.



Respekt: deutscher Finanzminister Schäuble.

Man stelle sich vor, die drei Düsseldorfer Steuerfahnder, die von der Bundesanwaltschaft in Bern der Wirtschaftsspionage beschuldigt werden, würden sich in der Schweiz stellen. Man würde sie wohl verhaften, wohl oder übel, und nach einer unergiebigem Befragung mutmasslich schnell wieder laufen lassen. Denn die Verhaftung des Trios war kaum das Ziel der Haftbefehle. Sonst hätte man diese nicht so platziert, dass die Betroffenen als Erste davon erfuhren.

Offensichtlich will Bern eine Eskalation des Steuerstreites vermeiden. Dabei geht es immerhin um ein vermeintlich befreundetes Nachbarland, das Schweizer Bankangestellte gezielt korrumpierte und zum Rechtsbruch anstiftete. Doch der Affront, der in Friedenszeiten seinesgleichen sucht, scheint sich für die deutsche Regierung auszuzahlen. Das geplante Steuerabkommen würde dringend benötigte Milliardenbeträge in ihre Kassen spülen, ohne dass dafür eine nennenswerte Gegenleistung erbracht werden müsste. Für die Schweiz würde der Deal bestenfalls eine Aufbesserung des Image bringen.

Mittlerweile ist es allerdings der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU), der die Freundschaft unter Nachbarn beschwört und zu Besonnenheit mahnt. Und das mit gutem Grund. Die Regierung des Bundeslan-

des Nordrhein-Westfalen hat nicht «passiv» für gestohlene Bankdaten aus der Schweiz Millionenbeträge bezahlt, wie sie bisher versicherte. Gemäss einem zwischenzeitlich rechtskräftigen Urteil des Bundesstrafgerichtes in Bellinzona haben die Düsseldorfer Steuerfahnder den Datendieb vielmehr gezielt angeheuert. Damit dürften sie auch deutsches Recht gebrochen haben.

Grünes Licht vom Bundesrat

Vor zwei Jahren segnete das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe im Fall des liechtensteinischen Datendiebes Heinrich Kieber den Kauf von gestohlenen Bankdaten aus dem Ausland zwar ab. Das Urteil geht aber explizit davon aus, dass keine aktive Anstiftung vorlag. Auch wenn dieser Punkt damit noch nicht abschliessend geklärt ist, dürften die involvierten Politiker und Steuerfahnder die deutsche Justiz mittlerweile mehr fürchten als jene der Schweiz. Namhafte deutsche Juristen stufen ihre Machenschaften als illegal ein.

Die Bundesanwaltschaft ermittelt autonom gegen die Steuerfahnder, doch der Bundesrat gab ihr grünes Licht. Damit zeigt die Landesregierung nach Jahren larmoyanter Mutlosigkeit erstmals einen Ansatz von Rückgrat – und erntete damit in der deutschen Öffentlichkeit überraschend viel Respekt und Verständnis. Offenbar ist die Schweiz den Druck- und Erpressungsversuchen aus dem Ausland doch nicht ganz so hilflos ausgeliefert. Man kann jetzt nur noch hoffen, dass die offizielle Schweiz in ihrem Bedürfnis nach Harmonie und Anerkennung nicht gleich wieder einknickt.

Die Sache ist noch lange nicht ausgestanden. Bislang haben die deutschen Justizorgane die Rechtshilfeersuchen aus der Schweiz in Bezug auf den Datendiebstahl trotz mehrerer Mahnungen ganz einfach ignoriert. Damit verstossen sie definitiv gegen internationale Vereinbarungen und Gepflogenheiten. Solange die Rechtshilfesuche bezüglich der Bankenspionage nicht behandelt sind, sollte auch die Schweiz keine deutschen Begehren mehr beantworten. Denn Gegenseitigkeit ist seit Urzeiten ein elementarer Grundpfeiler im internationalen Rechtsverkehr – hält sich die eine Seite nicht mehr an die Regeln, ist die andere auch nicht mehr dazu verpflichtet. Und vor allem darf die Schweiz keinen Steuerdeal mit Deutschland ratifizieren, solange keine befriedigende Lösung für den Anflug des Zürcher Flughafens gefunden ist.

Miami live



David Caruso, TV-Fahnder

Lieutenant Horatio Caine, der *readhead* vom Morddezernat in Miami, hätte ein paar Mal seine dunkle Sonnenbrille aufgesetzt und abgenommen, und nach 45 Minuten wäre die Flasche Bier des Zuschauers leer und der Fall gelöst gewesen, und der Todesschütze sässe hinter Gittern. Wie immer hätte die Wahrheit gesiegt. Aber diese simple Geschichte hätte nichts hergegeben für ein «CSI»-Episoden-Drehbuch. Schwarzer Junge wird von selbsternanntem Ordnungshüter, weiss, erschossen, nur weil er einen Kapuzenpullover übergestülpt hat und vor dem Verfolger davonläuft, den er angeblich bedroht hat. Jeder Waffenträger in Florida kann, laut Gesetz, auf Verdacht hin feuern und sich auf Notwehr berufen. Gegen den Täter wurde nicht einmal Anklage erhoben.

So brüchig ist die Wirklichkeit der Justiz im amerikanischen Rentnerparadies unter Palmen. Der Schauspieler David Caruso spiegelt als der unfehlbare Lt Caine diese polizeiliche Scheineffizienz vor. Mittels Mikros Spuren, Spektrometer-Analyse, ratternder Datenbanken, DNA-Abgleichen, lockerer Konversation mit seinen hübschen Detektivinnen und ein bisschen Method-Acting, was ihn besonders glaubwürdig erscheinen lässt. Doch Caruso ist ein anderer. Der 56-jährige schmächtige Serienstar mit sizilianisch-irischen Wurzeln führt ein aufregend-kompliziertes Privatleben, war mit dreissig schon zweimal geschieden, auch die dritte Ehe scheiterte, und zwei Freundinnen nahmen ihn mit Millionenklagen aus, weil er sich nach der Trennung um vereinbarte Abfindungen gedrückt hatte. Mit der einen, Liza Marquez, hat er einen siebenjährigen Sohn und eine fünfjährige Tochter. Während der zweiten Schwangerschaft verliess er sie; sie will auch Geld für die erlittenen Seelenqualen. Heute lebt er mit der Nebendarstellerin Amina Islam zusammen.

Noch glaubt Caruso an die Gerechtigkeit. Eine liebestolle Stalkerin, die ihn jahrelang belästigt hatte und vor der Justiz nach Mexiko geflüchtet war, wurde in ihr Heimatland Österreich ausgewiesen und wird, letzte Nachricht, dort vor Gericht zitiert.

Peter Hartmann

Staatsdiesel

Von Florian Schwab — Alle klagen über teuren Treibstoff. Schuld daran ist vor allem der Staat.

Der Preis für einen Liter Benzin nähert sich wieder seinem Höchststand aus dem Jahr 2008, der 2-Franken-Marke. Mit den Benzinpreisen steigt auch die Nervosität in Politik und Medien. Sogar die links geprägte Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) überwindet ihre Abneigung gegen Autofahrer und zeigt mit dem Zeigefinger auf die Mineralölkonglomerate: Schuld an den hohen Benzinpreisen seien «Grossanbieter wie etwa BP, Shell oder Esso», verriet Geschäftsführerin Sara Stalder in der *Basler Zeitung* vom vergangenen Dienstag. Ins selbe Horn stösst der deutsche *Spiegel* in seiner Titelgeschichte «Das Benzin-Kartell: Wie Ölkonglomerate die Spritpreise manipulieren».

Die Beschuldigten wehren sich gegen den Vorwurf. Der Benzinpreis wird von vielen Faktoren beeinflusst. Noch vor den Grundkosten für den Rohstoff Öl sind die Steuern der wichtigste Faktor. In der Schweiz werden pro Liter Benzin 73,5 Rappen Mineralölsteuer und pro Liter Diesel gar 77,4 Rappen berechnet. Dazu kommt noch die Mehrwertsteuer, die auf den ganzen Wert (inklusive Mineralölsteuer) berechnet wird – aktuell sind das rund 15 Rappen. Total betragen die Steuern auf einen Liter Benzin und Diesel mehr als 90 Rappen. In fast allen Ländern wird Diesel weniger stark besteuert als Benzin. Laut einem 33 Länder umfassenden Vergleich der Internationalen Energieagentur (IEA) hat die Schweiz die dritthöchsten Steuern auf Diesel, hinter Norwegen und der Türkei. Die rund drei Milliarden Mineralölsteuern werden schon lange nicht mehr nach dem Verursacherprinzip verwendet: Die Einnahmen kommen nur zur Hälfte dem Strassenverkehr zugute. Der Rest versinkt in der allgemeinen Bundeskasse.

Der zweite Kostentreiber sind die Rohölpreise. Der wichtigste Referenzpreis liegt seit mehreren Monaten über 120 US-Dollar pro Fass (rund 70 Rappen pro Liter), knapp unter der Spitze von 2008. Dass der Preis von nachgelagerten Produkten wie dem Benzin erst mit einer gewissen Verzögerung folgt, ist natürlich. In die Kalkulation der Ölfirmen werden auch die Zukunftserwartungen für die Entwicklung der Rohölpreise mit einbezogen.

Zählt man die Kosten des Rohstoffs von 70 Rappen sowie die Besteuerung von 90 Rappen zusammen, so bleiben den Ölfirmen weniger als 40 Rappen für Raffinerie, Transport, Lagerung, Vertrieb und administrative Kosten. Es wäre schon viel gewonnen, würde sich der Staat auch mit 40 Rappen begnügen.

Neues aus der Dunkelkammer

Von Philipp Gut — Der Ständerat ist dagegen, dass die Wähler erfahren, wer wie abstimmt. Warum nur?

Es ist ein Akt vollendeter Ironie. Kaum etwas vermag die Kantonsvertreter derart in Rage zu versetzen wie der Vorwurf, der Ständerat sei eine «Dunkelkammer». Doch was machen die Beschimpften? Sie liefern den Beleg, dass die Bezeichnung zutrifft. Am Montag lehnte die Staatspolitische Kommission (SPK) des Ständerats die parlamentarische Initiative «Transparentes Abstimmungsverhalten» ihres Kollegen This Jenny (SVP, GL) ab.

Was spricht dagegen, dass die Wähler wissen, wie die Politiker in Bern abstimmen? Nichts. Der Nationalrat kennt das transparente Verfahren längst, der Ständerat weigert sich. Bisher konnte er sich darauf hinausreden, die technischen Möglichkeiten seien nicht gegeben. Mit der kürzlich erfolgten Renovation des Saals fällt dieses Argument weg. Ebenso dasjenige der Kosten.

Die SP machte es richtig

Die Gegner der Offenheit führen ins Feld, transparente Abstimmungen förderten die Parteipolitik, verhinderten Kompromisse und schaden dem traditionell milden Klima des Ständerats. Das ist, mit Verlaub, Unsinn. Es besteht ernsthaft Anlass, an Persönlichkeit und Charakterstärke von Politikern zu zweifeln, die sich davor fürchten, dass die Wähler wissen, wie sie stimmen. Wofür wählt man Volksvertreter, wenn nicht dafür, dass sie eine Mei-

nung haben und eine bestimmte Politik verfolgen?

Neben der SVP ist auch die SP für mehr Licht im Ständeratssaal. Christiane Brunner und die heutige Bundesrätin Simonetta Sommaruga hatten sich schon vor Jahren für transparente Abstimmungen eingesetzt. Ohne Erfolg.

Der stärkste Widerstand kommt aus der Mitte, von CVP und FDP. Langzeit-Ständeräte wie Urs Schwaller (CVP) oder Christine Egerszegi (FDP) gehören zu den vehementesten Verfechtern der alten Ordnung. Mit ihrer anhaltenden Sehnsucht nach dem Dunkel setzen sie sich und ihre Parteien dem Verdacht aus, eine strukturelle Profillosigkeit verschleiern zu wollen und die Windigkeit zur staatspolitischen Tugend zu verklären.

Besonders die neu Gewählten können mit den Gepflogenheiten des ständerätlichen Ancien Régime wenig anfangen. «Es gibt nichts zu verbergen gegenüber Wählern, Kanton, Partei, Interessengruppen», sagt der Berner Hans Stöckli (SP).

Auch der parteilose Thomas Minder, Mitglied der SVP-Fraktion, ist der Ansicht, das Volk habe ein Anrecht darauf, zu wissen, wie die Ständeräte abstimmen. Stöckli zieht den Vergleich mit dem Sport: Abstimmungsergebnisse seien das «messbare Element» in der Politik, wie die Zeit beim Velofahren oder die Punkte beim Turnen.

Man wolle nicht auf das zanksüchtige Niveau des Nationalrats herabsinken, sagen die Transparenz-Gegner. Parteipolitik gilt in diesen Kreisen als unwürdig. Dabei sitzen im aktuellen Ständerat so viele Parteifunktionäre wie schon lange nicht mehr. Urs Schwaller ist CVP-Fraktionschef. Und eben erst ist SP-Parteipräsident Christian Levrat ins Stöckli eingezogen.

Ein kleiner Beitrag zur Transparenz zum Schluss. Die Staatspolitische Kommission stimmte mit 7 zu 6 Stimmen gegen Jennys parlamentarische Initiative. Der Stichentscheid des Präsidenten Robert Cramer (Grüne, GE) gab den (negativen) Ausschlag. Fabio Abate (FDP, TI) enthielt sich der Stimme.

Für Transparenz waren: Pascale Bruderer (SP, AG), Raphaël Comte (FDP, NE), Verena Diener (GLP, ZH), Peter Föhn (SVP, SZ), Thomas Minder (parteilos, SH) und Hans Stöckli (SP, BE). Gegen Transparenz stimmten: Robert Cramer (GPS, GE), Christine Egerszegi (FDP, AG), Stefan Engler (CVP, GR), Filippo Lombardi (CVP, TI), Paul Niederberger (CVP, NW) sowie Urs Schwaller (CVP, FR).



«Es gibt nichts zu verbergen»: Ständerat.

Bis wir Beni Stöckli und sein Team auch in Zukunft erfolgreich unterstützen können, wollen wir nicht ruhen.



Können Sie unternehmerischen Herausforderungen ebenso *zuversichtlich* entgegenblicken wie Beni Stöckli?

Beni Stöckli ist CEO von Stöckli Outdoor Sports.

In dritter Generation stellt er mit seinem Team Qualitäts-Skier her, die in der Schweiz und zunehmend auch in ausländischen Märkten stark nachgefragt werden.

Der anhaltende Erfolg von Stöckli Outdoor Sports basiert dabei auf dem Wissen und Können der Mitarbeitenden, die das Unternehmen mit ihrer Erfahrung und innovativen Ideen konstant vorwärtsbringen und neue Märkte mit Produkten wie dem Stöckli-Elektrobike erschliessen.

Bei UBS kennen wir die finanziellen Herausforderungen, denen sich KMU auf nationalen und internationalen Märkten stellen müssen.

Darum können unsere Experten Unternehmen wie Stöckli Outdoor Sports gezielt beraten und sich bietende Chancen aufzeigen.

Und bis wir das auch für Sie tun können, ist eines sicher:

150
Jahre

Wir werden nicht ruhen  UBS

www.ubs.com/wirwerdennichtruhen

ANKÜNDIGUNG

nach Maßgabe des Paragraphen 1017 Absatz 3 der niederländischen Zivilprozessordnung

Der Gerichtshof in Amsterdam hat die von Converium und anderen abgeschlossenen Vergleichsverträge am 17. Januar 2012 für verbindlich erklärt.

(Juristische) Personen und Entitäten, die im Zeitraum vom 7. Januar 2002 bis einschließlich den 2. September 2004 an einer Wertpapierbörse außerhalb der Vereinigten Staaten Converium Aktien gekauft haben und die zur Zeit dieses Ankaufs außerdem nicht in den Vereinigten Staaten ihren Wohn- oder Geschäftssitz hatten, kommen möglicherweise für eine Vergütung in Betracht. Sind Sie der Meinung, dass Sie für eine Vergütung in Betracht kommen, lesen Sie dann bitte diese Ankündigung sorgfältig durch.

SCOR Holding (Switzerland) AG (früher Converium Holding AG) ("Converium") und Zurich Financial Services Ltd. ("ZFS") haben jede einzeln am 8. Juli 2010 einen Vergleichsvertrag (zusammen: die "Vergleichsverträge") mit der Stichting Converium Securities Compensation Foundation (die "Stichting") und dem Verein Vereniging VEB NCVB (der "VEB") geschlossen. In den Vergleichsverträgen wird (juristischen) Personen und Entitäten, die während des Zeitraums vom 7. Januar 2002 bis einschließlich den 2. September 2004 ("Relevanter Zeitraum") an einer oder mehreren Wertpapierbörsen außerhalb der Vereinigten Staaten Converium Aktien gekauft haben und außerdem zur Zeit des Ankaufs ihren Wohn- oder Geschäftssitz außerhalb der Vereinigten Staaten hatten, eine Vergütung zugesprochen. Die Vergleichsverträge beziehen sich auf alle Forderungen, die die erwähnten Aktionäre im Zusammenhang mit den Rückstellungen von Converium für ihre Rückversicherungsverpflichtungen, wie ab 2002 von Converium angekündigt, an Converium und ZFS haben könnten und auf bestimmte ähnliche Angelegenheiten in Bezug auf finanzielle Übersichten von Converium.

Der Gerichtshof hat durch Verfügung vom 17. Januar 2012 die Vergleichsverträge für verbindlich erklärt. Diese Verfügung ist am 22. März 2012 unwiderruflich geworden.

Die Vergütung, die angeboten wird

Converium und ZFS haben den Vergleichsverträgen gemäß einen Betrag in Höhe von insgesamt 58.400.000 USD bezahlt (40.000.000 USD wurde von Converium bezahlt und 18.400.000 USD von ZFS). Dieser Bruttobetrag (zuzüglich der Zinsen und abzüglich der Anwaltshonorare und anderer Bearbeitungsausgaben, die sich auf die Erfüllung der Vergleichsverträge beziehen), wird von der Stichting unter die in Betracht kommenden Aktionäre verteilt werden, eines Verteilungsplans gemäß, der Teil der Vergleichsverträge ist.

Verzicht auf weitere Forderungsansprüche

Ein wichtiges Element in den Vergleichsverträgen ist, dass die Aktionäre, auf die sich die Vergleichsverträge beziehen und die keine "Opt-out"-Erklärung abgeben (siehe Nachfolgendes), auf alle Forderungen verzichten, die sie im Zusammenhang mit den Erhöhungen der Rückstellungen von Converium und bestimmten ähnlichen Angelegenheiten möglicherweise an Converium, die heutige Muttergesellschaft von Converium, ZFS und bestimmte andere Personen oder Entitäten haben sollten. Diese Entlastung ändert möglicherweise die Rechtsstellung dieser Aktionäre. Aktionäre müssen deshalb den Text dieser Entlastung, der in die Vergleichsverträge in der Bekanntmachung Verbindlicherklärung aufgenommen ist, sorgfältig lesen, (die auch eine ausführlichere Beschreibung der Bedingungen der Vergleichsverträge enthält) und in dem Forderungsformular (siehe Nachstehendes). Die Entlastung gilt ungeachtet der Antwort auf die Frage, ob ein Aktionär tatsächlich Anspruch auf eine Vergütung aufgrund der Vergleichsverträge erhebt und ungeachtet der Tatsache, dass einem Aktionär, der einen solchen Anspruch erhoben hat, tatsächlich eine Vergütung zugesprochen ist (siehe Nachstehendes). Aktionäre können sich ausschließlich dieser Entlastung entziehen, indem sie rechtzeitig eine "Opt-out"-Erklärung abgeben (siehe Nachstehendes).

Einreichen Forderung

Aktionäre die für eine Vergütung kraft der Vergleichsverträge in Betracht kommen möchten, müssen ihren eventuellen diesbezüglichen Anspruch bekannt geben, indem sie beim Verwalter ein Forderungsformular, wie nachstehend beschrieben, einreichen. Das Forderungsformular kann über die Website www.converiumsettlements.com heruntergeladen werden. Das Formular kann auch telefonisch angefordert werden über

die Telefonnummern, wie nachstehend angegeben (siehe dazu "Relevante Dokumente und weitere Informationen"). Aktionäre müssen das von ihnen vollständig ausgefüllte und unterzeichnete Forderungsformular (zusammen mit den verlangten Belegen) dem Verwalter zuschicken an die Post- oder E-Mailadresse wie nachstehend angegeben. Das Forderungsformular muss der Verwalter **spätestens am 11. April 2013** erhalten haben, oder es muss mit dem Poststempel dieses Datums versehen sein. Weitere Informationen über das Einreichen des Forderungsformulars sind in dem Forderungsformular und in der zugehörigen Erläuterung zu finden.

"Opt-out"-Möglichkeit

Aktionäre die nicht an die für verbindlich erklärten Vergleiche gebunden sein möchten, müssen dies dem Verwalter schriftlich mitteilen, welche Mitteilung der Verwalter **spätestens am 31. Juli 2012** erhalten haben muss oder sie muss mit einem Poststempel dieses Datums versehen sein. Die Mitteilung muss an die Post- oder E-Mailadresse geschickt werden, wie im Nachstehenden angegeben. Wenn ein Aktionär eine "Opt-out"-Erklärung abgibt, verliert er damit jeden Anspruch auf eine Vergütung aufgrund der Vergleiche.

In "Opt-out"-Erklärungen muss deutlich angegeben sein, dass der Aktionär nicht durch den Vergleich gebunden sein möchte und es *muss* darin der Name, die Adresse und Telefonnummer oder E-Mailadresse des Aktionärs angegeben sein. Ferner sind Aktionäre gebeten, Folgendes anzugeben (i) die Zahlen der Aktien, die sie an jeder Wertpapierbörse außerhalb der Vereinigten Staaten im Relevanten Zeitraum gekauft und/oder verkauft haben, (ii) an welchem Datum oder Daten diese Aktien gekauft oder verkauft wurden, (iii) den Kurs, der pro Aktie bei jedem Geschäft bezahlt oder erhalten wurde, (iv) die Wertpapierbörse wo jedes Geschäft durchgeführt wurde, und (v) in welchem Land sie zur Zeit eines jeden Geschäfts ihren Wohn- oder Geschäftssitz hatten. Aktionäre die "Opt-out"-Erklärungen abgeben, sind jedoch nicht verpflichtet, diese zusätzlichen Informationen zu verschaffen. Aktionäre die nicht rechtzeitig eine "Opt-out"-Erklärung abgeben, sind infolge der Verbindlicherklärung an die Vergleichsverträge gebunden, einschließlich der darin aufgenommenen Entlastung (siehe vorstehend unter "Verzicht auf weitere Forderungsansprüche").

Relevante Dokumente und weitere Informationen

Die Verfügung des Gerichtshofs vom 17. Januar 2012, die umfassendere Bekanntgabe der Verbindlicherklärung, der Verteilungsplan, das Forderungsformular und die Vergleichsverträge können auf folgenden Websites eingesehen werden: www.converiumsettlements.com; www.converiumsettlement.com; www.blbglaw.com; www.srkw-law.com; www.cohenmilstein.com und www.veb.net. Wenn Sie eine Abschrift eines dieser oder anderer Dokumente erhalten möchten, dann können Sie diese per E-Mail anfordern (questions@converiumsettlements.com) oder per Post (**Converium Holding AG International Settlement, c/o The Garden City Group, Inc., P.O. Box 9616, Dublin, OH 43017-4916, U.S.A.**). Außerdem können diese Dokumente telefonisch angefordert werden über Telefonnummer +1 614 569 0291 oder + 800 776 86266 (von der Schweiz aus, dem Vereinigten Königreich, Frankreich, Deutschland, Italien und den Niederlanden aus gratis) oder 1 (800) 960 6659 (von den Vereinigten Staaten von Amerika aus gratis). Außerdem kann die Verfügung auf der Website des Gerichtshofs eingesehen werden, www.rechtspraak.nl (actualiteiten/bekende rechtszaken/Converium), wie auch – nach schriftlicher Anforderung – bei der Geschäftsstelle der Handelsabteilung des Gerichtshofs. Eine diesbezügliche Anforderung muss an die Postadresse des Gerichtshofs (Postfach 1312, 1000 BH Amsterdam, die Niederlande), gerichtet werden, zu Händen der Geschäftsstelle der Handelsabteilung, unter Angabe des Geschäftszeichens: "200.070.039/01".

Personenkontrolle

Ineichen, Blancpain, Lipp, Raaflaub, Tschäppät, Wyss, Rytz, Widmer, Bucher

Für einmal liess der Luzerner FDP-Nationalrat **Otto Ineichen** seinen jeweils lauten und raschen Worten Taten folgen. Er beherzigte seinen eigenen Aufruf, die gefährdete Anti-Bürokratie-Initiative der Partei mit einem Schlussspurt zu retten, und sammelte in den letzten Tagen persönlich «weit über tausend Unterschriften», wie die FDP-Zentrale lobt. Dazu habe Ineichen viele Freunde und Unternehmer zu Sammelaktionen motivieren können. Trotz dieser Kraftanstrengung bleibt das Schicksal des Volksbegehrens, das spätestens am 12. April eingereicht werden muss, laut



Liberaler Kraftakt: FDP-Nationalrat Ineichen.

FDP-Kommunikationschef **Noé Blancpain** «auf Messers Schneide». (upe)

Reto Lipp, Moderator des Wirtschafts magazins «Eco» im Schweizer Fernsehen, hat sich kürzlich in seiner Sendung einmal mehr als willfähriger staatlicher Hofberichterstatter erwiesen. Im Kuschelinterview mit Finma-Direktor **Patrick Raaflaub** stellte er kaum eine kritische Frage, in der flankierenden Berichtserstattung über die Schweizer Finanzmarkt-aufsicht warb man nur notdürftig verdeckt für Sympathie für die Behörde. Die verbleibende Sendezeit widmete das Staatsfernsehen dann dem indirekten Staatsbetrieb Orell Füssli, der zu 33 Prozent der Schweizerischen Nationalbank (SNB) gehört und unter anderem Banknoten druckt. (fsc)

Innerhalb des trägen Kantons Bern, der jährlich über eine Milliarde an Bundessubventionen verschlingt, hat die rot-grüne Stadt sich zu einer ganz besonderen Problemzone entwickelt. Zwar lassen sich, angeführt vom links-populistischen Stadtpräsidenten **Alexander Tschäppät** (SP), der früheren SP-Fraktionschefin im eidgenössischen Parlament, **Ursula Wyss**, und der Gemeinderätin **Regula Rytz** (Grüne), nicht weniger als acht Stadtberner



«Bern-Bashing»: Stadtpräsident Tschäppät.

als Nationalräte feiern und werkeln noch immer ganze Gruppen von Funktionären am mausetoten Papierprojekt «Hauptstadtregion Schweiz». In der Realität erleidet die rückwärtsgewandte Stadt Niederlage um Niederlage: von der Vergabe von Fachhochschulstandorten über die Kürzung der Beiträge für die Wirtschaftsförderung bis zur Kappung des ÖV-Anschlusses an das Flugfeld Belpmoos. Ratlos sind Stadtberner bei der Ursachenforschung. **Pierre Widmer**, ewiger Leserbriefschreiber, SVP-Hasser und erfolgloser alt Vize-direktor im Bundesamt für Justiz, ortete das Problem bislang bei der *Weltwoche*, welche die Misere der Stadt seit Jahren beschreibt. Nun giftet der traumatisierte Jurist gegen die ebenfalls realistisch gewordene NZZ, der er, in der NZZ, ein «undifferenziertes und überhebliches Bern-Bashing» vorwirft. Die örtliche FDP, aufgeschreckt von der Negativserie, verlangt von der Stadtregierung, die selbst Teil des Elends ist, eine Analyse des «Image-Problems» und eine verbesserte «Öffentlichkeitsarbeit». Politische Änderungen hat noch niemand postuliert. (upe)

Wer am Postschalter mehr als 25 000 Franken in bar einzahlen will, macht sich verdächtig. Beträge über dieser Limite werden aufgrund einer Weisung von Post-Chef **Jürg Bucher** nur angenommen, wenn der Kunde a) sich amtlich ausweist und b) die Herkunft des Geldes schriftlich deklariert. Gegenüber der *Weltwoche* wollte die Postspitze diese Regelung geheim halten. Dank Leserinnen-Hinweisen weiss nun aber jedermann, wie man Rechnungenstückeln und etappieren muss, um am Postschalter unfichiert zu bleiben. (upe)



Geheime Weisung: Post-Chef Bucher.

Nachruf



Stiller Diener: Architekt Giacometti.

Bruno Giacometti (1907–2012) — Still war er, jetzt ist er tot. War er zu still? Er war zu still. Zu sehr seiner Aufgabe verpflichtet, die ihn nicht zu dem machte, was er hätte werden können, mit einem Klang weit über die Schweiz hinaus: Bruno Giacometti, der Architekt.

Seine Pflicht war der Nachruhm seiner Familie. Denn was für Deutschland die Manns sind, ist für die Schweiz die Familie Giacometti, und Bruno, der Jüngste, lud sich das Lebensamt auf, ihr Andenken zu bewahren. Eine Hochbegabtenfamilie mit Alberto, Diego, Ottilia und Bruno, den Eltern Giovanni und Annetta, dieser Matriarchin des Bergells. Auch sie galt als Künstlerin, Mutter-Künstlerin, wie alle Giacomettis sich als Künstler verstanden – bis auf Bruno. Als Architekt wollte er den Menschen dienen, wirkte am Bau des Hallenstadions mit, baute das Stadthaus von Uster, Gebäulichkeiten für die Epilepsieklinik Zürich. Nicht zu vergessen die Schule in Stampa, die Post in Maloja sowie seinen bemerkenswertesten Wurf, den Schweizer Pavillon der Biennale in Venedig (1951/52).

Dies war nur das eine, das andere wog für ihn schwerer: Bruno Giacometti verstand sich, nicht erst nach dessen Tod, als Förderer von Alberto. Er brachte dessen künstlerisches Lebenswerk zum Glücken, alimentierte zahlreiche Museen, vor allem das Zürcher Kunsthaus mit Schenkungen. Wer weiss, ob ohne ihn die Alberto-Giacometti-Stiftung dort je eigene Räume erhalten hätte. Seine Verdienste werden zu preisen sein, genau wie bei Alberto – postum.

Daniele Muscionico

Die unsichtbare Schlinge

Von Urs Paul Engeler — Das System, zu allem und jedem einen Staatsvertrag abzuschliessen, ist die hinterhältigste Art, im Innern des Landes das Recht zu verändern. Mehr Demokratie wäre heilsam.



Typischer Mechanismus: Finanzminister Merz unterzeichnet Doppelbesteuerungsabkommen mit Japan, der Türkei, Uruguay und Deutschland, 2010.

Der designierte FDP-Präsident Philipp Müller klammert sich an den Grünen-Chef Ueli Leuenberger; der Zuger CVP-Nationalrat Gerhard Pfister umarmt die Zürcher SP-Frau Jacqueline Fehr; die GLP- und BDP-Granden Martin Bäumle und Hans Grunder marschieren mit den SP-Internationalisten Andreas Gross oder Hildegard Fässler; der Wirtschaftsverband Economiesuisse finanziert die Gesamtverteidigungsübung, in die bereits rund 110 National- und Ständeräte eingebunden sind. Es muss gewaltige Gefahr im Verzug sein. Tatsächlich kommt die Bedrohung nicht von aussen, sondern aus dem Innern des Landes. Und die politische Attacke zielt nicht auf die Übernahme der Macht, sondern will – ganz im Gegenteil – dem einfachen Bürger an der Basis mehr Rechte geben.

Das macht die Mitte-links-Front in Bern nervös. Wer die Mehrheit in der Verwaltung,

im Bundesrat und im Parlament hat, den stört mehr direkte Demokratie.

Die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) hat eine Initiative mit dem Titel «Für die Stärkung der Volksrechte in der Aussenpolitik» eingereicht, über die am 11. Juni abgestimmt wird. «Wichtige Staatsverträge» – im Klartext solche, die eine automatische Übernahme oder Preisgabe von Rechten zur Folge haben oder Ausgaben über eine Milliarde Franken bescheren – sollen Volk und Ständen zur Genehmigung unterbreitet werden. Was akademisch bis theoretisch tönt, ist von höchster Bedeutung. Darum zetert das FDP-CVP-GLP-BDP-SP-Grüne-Economiesuisse-Komitee bereits.

Welche Routine die Auns-Initiative stört, belegt das aktuelle Beispiel eines Europäischen Landschaftsübereinkommens. Zurzeit liegt auf den Pulten des Parlaments der harmlos scheinende Antrag des Bundesrats, diese Konvention zu ratifizieren. Wellen hat das Geschäft keine geworfen, hitzige Kontroversen sind nicht zu erwarten. Nur ein Kanton (Appenzell Innerrhoden), nur zwei Parteien (FDP und SVP) und lediglich zwei namhafte Organisationen (Bauernverband und Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete) haben sich im Vorfeld gegen das Vertragswerk ausgesprochen. Sie befürchten eine «neue Bindewirkung», «Kompetenzverluste», «mehr Bürokratie und höhere Kosten» sowie, ganz generell, «heute noch nicht absehbare Konsequenzen».

Der Bundesrat geht in seiner Vorlage auf diese Bedenken kaum ein. Er schreibt, was er immer schreibt, wenn er sich einem supranationalen Gebilde anschliessen will: «Die institutionellen und rechtlichen Grundlagen und Umsetzungsinstrumente in Bund und Kantonen tragen den Anliegen der Konvention be-

reits heute vollständig Rechnung.» Und: «Die Konvention zieht für den Bund keinen rechtlichen oder organisatorischen Handlungsbedarf nach sich.» Wer das zum Nennwert nimmt, muss zum Schluss gelangen, dass es ja völlig unerheblich ist für die Schweiz, ob der Vertrag nun unterzeichnet wird oder nicht. Warum will es Bern trotzdem?

Leise und ohne Volksabstimmung

Die Wahrheit ist erstens im Kleingedruckten versteckt und kann zweitens aus der Erfahrung mit andern Abkommen entwickelt werden. So schreibt der Bundesrat an anderer Stelle selbst, die Landschaftskonvention «regt Massnahmen rechtlicher Art, aber auch solche mit Lenkungs- und Anreizcharakter an». Unter den neuen Verpflichtungen finden sich offene neue Begriffe wie die Definition von «Landschaftsqualitätszielen» oder die nationale Aufgabe, «das Bewusstsein für den Wert von Landschaften [...] in der Gesellschaft, bei privaten Organisationen und bei Behörden zu schärfen» und dazu auf allen Stufen «multi-disziplinäre Ausbildungsprogramme» zu schaffen. Und, wichtig, über alle Aktivitäten werde ein «Steuerungskomitee» wachen, das vom Ministerkomitee des Europarats eingesetzt wird. Periodisch sollten so internationale Experten in Begleitung von gleichgesinnten Schweizer Beamten hiesige Landschaften durchstreifen, die Stirnen in tiefe Falten legen und – wie in allen andern Bereichen mit internationalen Konventionen – vor den Medien Mängellisten präsentieren, die umgehend politische Betriebsamkeit auslösen.

Der Mechanismus wiederholt sich von Vertrag zu Vertrag, der dem Parlament vorgelegt wird: Die Übereinkommen, an denen Schweizer Funktionäre meist heimlich, aber ganz gezielt mitgearbeitet haben, werden als rechtlich irrelevant und politisch unbedenklich dargestellt. Was als Momentaufnahme vielleicht noch knapp richtig ist, ändert sich jeweils rasch. Internationale Ausschüsse, die Herren dieser Kontrakte, deuten, entwickeln und ergänzen die Texte; die vertragstreuen Parteien müssen nachziehen. Damit dieses System der indirekten Rechtssetzung ungestört ablaufen kann, werden diese internationalen Verträge möglichst leise und vor allem ohne Volksabstimmung durchgezogen.

Im «Schnellverfahren, um die Rechte unseres Volkes auszuschalten», wie zwei kritische Abgeordnete monierten, wurde 1974 die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) durch die Räte gepeitscht. Vergeblich forderte eine verschwindende Minderheit, das Volk darüber abstimmen zu lassen. Die Mehrheit beschwichtigte: «Wir haben es hier nicht mit supranationalem Recht zu tun.» Die EMRK enthalte gar «nichts revolutionär Neues»; ein Referendum wäre darum sogar «verfassungswidrig». Elisabeth Blunschy (CVP, SZ) platzier-

te das verharmlosende Argument: «Die Menschenrechtskonvention ist spätestens nach fünf Jahren auf sechs Monate kündbar.»

Bereits ein Jahr später, 1975, hielt das Bundesgericht in einem Leiturteil apodiktisch fest, die Bestimmungen der EMRK hätten «ihrer Natur nach einen verfassungsrechtlichen Inhalt». Im Rat hatte Kommissionssprecher Pier Felice Barchi (FDP, TI) noch gelogen, der EMRK komme lediglich «Gesetzesrang» zu. Ohne Teilnahme des Volkes wurde 1974 also handstreichartig neuartiges Recht eingeführt, das weit über dem Schweizer Recht steht, das durch regelmässige Erweiterungen (Zusatzprotokolle) und einschneidende Sprüche der fremden Richter eine immer stärkere juristische und politische Wirkung entfaltet – und dessen Aufkündigung, versteht sich, nie auch nur angedacht wurde. Zurzeit wird der vom Volk nie beschlossene Vertrag dazu benutzt, Volksentscheide über ein Minarettverbot und die Ausschaffung krimineller Ausländer auszuhebeln.

Die Übereinkommen werden als rechtlich irrelevant und politisch unbedenklich dargestellt.

Die internationalen Verträge, die in Bern fast im Akkord geschlossen, in den Räten höchstens lustlos diskutiert und kaum je dem Volk vorgelegt werden, zeitigen oft explosive direkte Wirkungen (wie die EMRK), spürbare indirekte oder drittens blockierende Effekte. Selbst die Doppelbesteuerungsabkommen (DBA), die auf Erpressung der OECD neu gestaltet werden mussten, entfalten ihre mittelbare Wirkung: Der Bundesrat bereitet, nach dem Muster der DBA, die Aufweichung des Bankkundengeheimnisses im Inland vor.

Unter stetem Druck der Weltwächter

Ohne eine Wortmeldung wurde 1990 das «Übereinkommen Nr.168» der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) abgesegnet. Der Bundesrat schrieb: «Unsere Gesetzgebung [...] genügt den Anforderungen des Übereinkommens»; die Abgeordneten bejahten – und merkten erst vier Jahre später in der Krise, dass der Vertrag Nr.168 effektive Reformen der Arbeitslosenversicherung (ALV) verhinderte. So steht im Text, den kein Parlamentarier gelesen hat, dass die Karenzfrist zum Bezug von ALV-Geldern maximal eine Woche betragen dürfe. So lehnte der Bundesrat 1994 Vorschläge, die ALV flexibler zu gestalten, mit dem Argument ab: «Die Schweiz ist gebunden.»

Mit lediglich sechs Gegenstimmen und inert Minuten nickte der Nationalrat 1991 einen «Uno-Pakt I» über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte ab. Der Bundesrat hatte geschrieben: «Alle [...] gewährleisteten

Rechte entsprechen unserer Rechtsordnung.» Der Pakt entspreche einem «Minimalstandard», der in der Schweiz bereits Realität sei. Seither steht das Land unter dem steten Druck der Weltwächter. In regelmässigen Abständen erstellt der zuständige Ausschuss, alimentiert von den einheimischen NGO, einen Katalog neuer Forderungen an die Schweiz. Aktuell verlangen sie Massnahmen gegen Lohnunterschiede, für die Beherbergung der vielen Asylanten, gegen «diskriminierende» kantonale Differenzen im Schulwesen, für eine nationale Suizid-Präventions-Kampagne (konkret gegen Waffenbesitz). Dauerbrenner sind die Ansprüche auf neue Streikrechte, mehr Kinderkrippen und Subventionierung der Krankenkassenprämien. Die «gebundene» offizielle Schweiz hat dem Uno-Druck stets nachgegeben. Abgestimmt über den Pakt wurde übrigens nie, obwohl dieser nicht mehr kündbar ist.

Aus dem PARP-Vertrag (Partnership and Review Programme) mit den USA erwuchs schleichend ein Logistik-Abkommen mit Nutzungsrechten für die US-Streitkräfte, die Kontrolle der Schweiz durch zwei US-Offiziere in Stuttgart sowie die Teilnahme Schweizer Abgeordneter im Nato-Partnerschaftsrat. Die Liste der unheilvollen Sachzwänge ist schier endlos. Jede aussenpolitische Abmachung ist innenpolitische Rechtsetzung mit ungeahnten und unkontrollierbaren Folgen. Selbst Christoph Blocher, damals Justizminister, war sich offenbar nicht bewusst, was er 2004 mit der Vorlage eines «Strafrechts-Übereinkommens und des Zusatzprotokolls des Europarates über Korruption» (Tenor der Botschaft: «Alles mit dem Schweizer Recht vereinbar!») ausgelöst hatte. Zwar wurde die Finanzierung politischer Parteien nur in einem einzigen Satz angetönt, doch mittlerweile ist der angeblich unproblematische internationale Vertrag das Argument einer «Greco» genannten Gruppe des Europarates, gegen die freie private Finanzierung der Schweizer Parteien vorzugehen. Dass Politiker künftig die Herkunft aller Spenden deklarieren müssen, erstaunt die Parlamentarier, die den Vertrag zu beraten gehabt hätten, und erfreut die Administration, die bereits Berichte verfassen liess.

Der Austritt aus dem Völkerbund 1938 war wohl die letzte Auflösung eines wichtigen Staatsvertrags. Weil der anpasserische Bundesrat aus Prinzip keine Abkommen aufkündigt, erwächst diesen faktisch absolute Geltung. Ein Gesetz kann geändert werden, die Verfassung auch. Aber Staatsverträge, so sie einmal abgeschlossen wurden, sind in Stein gemeisselte Vorschriften. Diese indirekte Politik, durch selbstverursachten Druck von aussen das Schweizer Recht umzukrempeln, ist, weil kaum sichtbar, die heimtückischste Art der Gesetzgebung. Mehr Demokratie bringt zumindest mehr Transparenz. ○

Sachschaden

Von Henryk M. Broder — Die Justiz bestraft Sachbeschädigung härter als Körperverletzung.



Als ich vor eini- gen Jahren die deutsche Justiz in einem Interview die «Erben der Firma Freisler» nannte, war der Präsident des Frankfurter Landgerichts dermassen be-

troffen und empört, dass er mich wegen Beleidigung anzeigte. Dabei kann es keinen Zweifel an der Tatsache geben, dass die Justiz der Bundesrepublik die Rechtsnachfolgerin der Justiz im Dritten Reich ist, so wie die ganze Republik die Rechtsnachfolge des Dritten Reiches übernommen hat – weswegen sie u. a. Entschädigung an die Opfer des NS-Regimes zahlt. Es kam zu einem Prozess vor einem Münchner Gericht, an dessen Ende ich freigesprochen wurde; es habe sich, so der Richter, um eine grobe und zugespitzte, aber zulässige Meinungsäußerung gehandelt.

Nun gibt es wieder einen Anlass, grob zu werden. Vor dem Berliner Landgericht waren zwei junge Männer angeklagt, die einen 23-Jährigen an einer U-Bahn-Station zuerst nach Zigaretten gefragt und dann mit Schlägen traktiert hatten. Der Überfallene flüchtete aus der Station auf die Strasse, wo er von einem Auto erfasst und tödlich verletzt wurde. Die Staatsanwaltschaft plädierte auf Totschlag und eine Strafe von viereinhalb Jahren; das Gericht erkannte auf Körperverletzung mit Todesfolge, das Opfer habe in Panik überreagiert. Der Angeklagte wurde zu zwei Jahren Haft verurteilt, die Strafe zur Bewährung ausgesetzt, er konnte den Gerichtssaal als freier Mann verlassen.

Etwa zur gleichen Zeit stand vor dem Amtsgericht in Clausthal-Zellerfeld ein 43 Jahre alter Mann, der eine stationäre Radarfalle angezündet hatte, an der er wegen überhöhter Geschwindigkeit geblitzt worden war. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis ohne Bewährung verurteilt.

Nun wird Sachbeschädigung vor deutschen Gerichten routinemässig härter bestraft als Körperverletzung, auch solche mit Todesfolge. Die beiden Urteile entsprechen der gängigen Praxis. Dass sie aufgefallen sind, liegt allein am Umstand der Gleichzeitigkeit.

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: «Vor Gericht und auf hoher See sind wir allein in Gottes Hand.» Ein Glück, dass man es wenigstens auf hoher See nicht mit den Erben der Firma Freisler zu tun hat.

Zurück zu den Zehn Geboten

Von Kurt Schiltknecht — Statt mit immer mehr Bürokratie in populistischen Aktivismus zu verfallen, sollten Regierungen und Parlamente wieder für stabile Rahmenbedingungen sorgen.

Im Ausland wurde ich häufig nach den Gründen des wirtschaftlichen Erfolgs der Schweiz gefragt. Meine Antwort war immer die gleiche: Entscheidend sind die direkte Demokratie, der Föderalismus, die Unabhängigkeit der Notenbank sowie ein Bundesrat ohne Ambitionen zum Regieren. In den vergangenen Jahren ist an diesen vier Grundpfeilern so stark gerüttelt worden, dass ihre Stabilität gefährdet ist.

Für viele ist die direkte Demokratie ein Auslaufmodell, weil sie den politischen Prozess verlangsamt. Referenden und Volksabstimmungen würden die fristgerechte Anpassung von Gesetzen an die sich immer schneller verändernde Umwelt verhindern. Eine aktive Wirtschafts- und Konjunkturpolitik werde erschwert. Auch die internationale Zusammenarbeit leide unter der Trägheit des Gesetzgebungsprozesses.

Zweifellos wären rasche politische Entscheidungen in gewissen Situationen von Vorteil. Doch insgesamt ist ein langsamer Entscheidungsprozess ein Glücksfall. Die langsame Gesetzesmaschinerie hatte verhindert, dass die Rahmenbedingungen für die Wirtschaft laufend verändert wurden. Die Unternehmen konnten davon ausgehen, dass einmal erlassene Gesetze eine längere Zeit Bestand hatten und nicht jedem Trend angepasst wurden. Die Stimmbürger und der Steuerwettbewerb boten zudem Gewähr, dass die Staatsausgaben und Steuern nicht aus dem Ruder liefen. Zusammen mit einer unabhängigen Notenbank, die für Preisstabilität sorgte, ergab sich ein ideales Umfeld für die Wirtschaft. Der heutige Wohlstand zeugt davon.

Die enormen Kosten der Hektik

Regierungen und Parlamente machen sich heute viel zu wenig Gedanken darüber, mit welchen enormen Kosten die Hektik verbunden ist, mit der heute die Gesetze geändert und neue Regulierungen erlassen werden. Die Bürokratie nimmt laufend zu. Die Profiteure sind die in der Politik sehr aktiven Rechtsanwälte und die Beratungsindustrie. Statt den Unternehmen Raum zur Schaffung neuer Produkte und Dienstleistungen zu geben und sie für den internationalen Wettbewerb konkurrenzfähig zu machen, müssen sich Verwaltungsräte und Manager mit neuen Gesetzen,

neuen Regulierungen und Überwachungs- und Kontrollaufgaben herumschlagen. Die Banken werden zum verlängerten Arm der Polizei und Steuerbehörden und werden für alles und jedes haftbar gemacht.

Diese unselige Entwicklung muss gestoppt werden, indem die Kompetenzen der Regierungen, Parlamente und Aufsichtsbehörden begrenzt werden. Als Folge des Wildwuchses in der Gesetzgebung haben in wirtschaftlichen Fragen wenig kompetente Richter und Bürokraten bei der Lösung wirtschaftlicher Probleme schon bald mehr zu sagen als der Markt. Wenn heute Richter oder Beamte über Löhne, Mieten, Pharma-Preise oder Arztkosten entscheiden, so zeigt dies, wie weit die Demontage der Marktwirtschaft fortgeschritten ist.

Mit dem Aufkommen der Massenmedien hat auch der schweizerische Bundesrat seine frühere Haltung aufgegeben, in erster Linie für die Umsetzung der von den Stimmbürgern

abgesegneten Gesetze zu sorgen. Stattdessen will er regieren und in politischen Fragen die Führung übernehmen. Die Folge ist ein von Interessengruppen getriebener politischer Aktivismus. Statt Probleme zu analysieren und sich Zeit für Entscheidungen zu nehmen, wird aus der Hüfte geschossen. Jüngste Beispiele sind der Ausstieg aus der Atomenergie, die

Massnahmen zur Belebung der Konjunktur oder zum Schutz der Tariflöhne.

Viele Politiker sind vom Gedanken besessen, die Welt zu perfektionieren. Jede Fehlentwicklung gibt ihnen Anlass zu neuen Vorschriften. In der Bibel hat man sich mit zehn Geboten begnügt, wohl wissend, dass diese zur Lösung aller Probleme nicht ausreichen. Die Regierungen und Politiker sollten sich an diesem Konzept orientieren und erkennen, dass sie in einer immer komplexer werdenden Welt heillos überfordert sind, wenn sie mit einer Flut von Vorschriften alle Probleme lösen wollen. In den meisten Fällen finden die Bürger und die Wirtschaft mit ihrer riesigen Zahl von sachverständigen Leuten bessere, wenn auch nicht immer perfekte Lösungen. Statt in populistischen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Aktivismus zu verfallen, sollten die Regierungen sich wieder auf die Schaffung von stabilen Rahmenbedingungen beschränken. Nur so haben auch die künftigen Generationen eine Chance auf Wohlstand und Freiheit.



Obama setzt auf Putin

Von Hansrudolf Kamer— Als «Operation Open Mic» geht Obamas Fehltritt in Seoul in die Geschichte ein. Sie gibt einen fatalen Einblick in die aussenpolitische Gedankenwelt dieses Präsidenten.



You only run twice». Die Adaptation des James-Bond-Titels verwendet American Crossroads – eine Organisation der Republikaner, die Spenden sammelt –, um aus Präsident Obamas jüngstem Lapsus

politisch Kapital zu schlagen. Das Video beginnt mit einem Militäraufmarsch auf dem Roten Platz in Moskau und erinnert an alte Sowjetzeiten, die unter russischer Flagge wieder auferstehen.

Es war Pech für Obama, dass bei einem Gespräch mit dem russischen Präsidenten Medwedew vor einer Pressekonferenz in Seoul die Mikrofone schon eingeschaltet waren. So konnte die erstaunte Welt mithören, was Obama im Vertrauen zu seinem Gegenüber sagte: «In all diesen Fragen, vor allem bei der Raketenabwehr – das kann geregelt werden. Doch ist es wichtig für ihn [Wladimir Putin], dass er mir Raum gibt [...] Das ist meine letzte Wahl. Nach meiner Wahl habe ich mehr Flexibilität.»

Die Bemerkung gibt einen Blick in Obamas Gedankenwelt und Rollenverständnis. Wenn sich Obama zum Bittsteller bei Putin macht und tatsächlich glaubt, dieser werde im gewünschten Sinne reagieren, dann lässt das nur den Schluss zu, dass der Sprecher in der Aussenpolitik generell und der Russlandpolitik speziell nichts, aber auch gar nichts gelernt hat.

Anders als bei Reagan

Man sieht Medwedew auf dem Video das Gesicht verziehen und vermutet, dass Putin sich vor Lachen auf die Schenkel klopft. Auch wahlpolitisch ist Obamas Ausrutscher fatal, weil er suggeriert, dass er bis zum November alles sagen wird, um gewählt zu werden. Was er nachher tut, ist eine ganz andere Frage.

Kandidaten versprechen im Wahlkampf viel, was sie nach den Wahlen nicht halten – in vielen Demokratien hat man sich leider daran gewöhnen müssen. Angela Merkel in Deutschland ist ein Beispiel von mehreren. Stellvertretend für viele gebrochene Wahlkampfversprechen Obamas steht das Stichwort «Guanatama».

Auch Ronald Reagan plauderte einst vor einem Mikrophon, das er ausgeschaltet glaubte.

Seine Bemerkung vor einer Radioaufnahme: «My fellow Americans. Ich habe soeben eine Gesetzgebung unterzeichnet, die Russland für vogelfrei erklärt. Wir beginnen in fünf Minuten mit den Bombardierungen.» Man mochte den Scherz oder fand ihn überflüssig, das Weisse Haus musste jedenfalls nicht auf Erklärungstour gehen. Die meisten Zuhörer verstanden, worum es ging.

Nicht so bei Obama. Die «Operation Schadensbegrenzung» tönte so: «Es sei im Interesse der Vereinigten Staaten, mit den Russen kooperativ zusammenzuarbeiten. Und das werde er [Obama] tun.» Für die Republikaner war das ein gefundenes Fressen. Obamas Sprecher hätte natürlich sagen sollen, dass man die russischen Autokratie-Tendenzen verurteile, immer die nationalen Interessen Amerikas im Blick habe und keine Konzessionen mache. Unmotivierte Nachgiebigkeit gegenüber halbfeindlichen Staaten ist in der amerikanischen Politik keine erfolgsträchtige Strategie.

Der Ausrutscher ist auch aus anderen Gründen bemerkenswert. Natürlich stünde Obama, sollte er wiedergewählt werden, nicht mehr unter dem gleichen Druck wie vorher. Mit der Flexibilität ist es aber nicht weit her, weil der politische Zwang, sich mit dem Präsidenten solidarisch zu zeigen, schwindet. Die Geschichte zeigt, dass Präsidenten in ihrer zweiten Amts-

zeit regelmässig in Schwierigkeiten geraten. Franklin Roosevelt, Dwight Eisenhower, Lyndon Johnson, Richard Nixon, Ronald Reagan, Bill Clinton, auch George W. Bush – sie alle könnten ein Lied davon singen.

Roosevelt ist nur insofern eine Ausnahme, als er vier Mal gewählt wurde. Er erholte sich aber von seinen Fehlern der zweiten Amtszeit erst wieder nach seiner dritten Wahl und dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor. Und Eisenhower stand oft über den Dingen und liess sich etwa 1956 durch die Wahlen weder von der Suezkrise noch von dem Aufstand in Ungarn ablenken. «I don't give a damn how the election goes», schrieb er an den britischen Premierminister Eden. «Ike» konnte sich das leisten. Er hatte schon etwas erreicht, bevor er Präsident wurde.

Die Vorstellung, der Präsident verfüge über grössere Flexibilität in der Aussenpolitik nach einer Wiederwahl, löst sich regelmässig in Luft auf. Sobald die innenpolitischen Schwierigkeiten – verstärkt durch die rabiate Opposition der Gegenpartei – überhandnehmen, wird die Präsidentschaft praktisch blockiert. Was im Übrigen nicht immer eine schlechte Sache ist.

Von Obama sei es dumm, meinte die *Washington Post*, die Politik auf einen Autokraten abzustellen, dessen Volk nach einem demokratischen Wandel rufe. Obama gratulierte Putin zur Wiederwahl – diese Wahlen waren weder frei noch fair. Auch hatte Putin seine eigene Kampagne mit anti-amerikanischen Schlagworten garniert.

Obama braucht Putin nicht zum Vorbild zu nehmen, doch täte seiner Politik eine Prise antirussischer Würze gut. Mehr Flexibilität gegenüber dem Macho im Kreml ist nicht das Gebot der Stunde.



«Wir beginnen in fünf Minuten mit den Bombardierungen»: Obama und Medwedew in Seoul.

Nicht alle sitzen im gleichen Boot

Von Christoph Mörgeli

Heutzutage heissen Geheimnisverletzungen vornehm «Quellen». Gleich zwei Informanten spielten neulich Zapfsäule für die *Sonntagszeitung*: Aus dem Bankrat sickerte durch, die Revisorin KPMG sei bei den Geschäftskonten von Kashya Hildebrand – Ehefrau des Ex-Nationalbankpräsidenten – auf keine weiteren «heiklen Transaktionen» gestossen. Der zweite Schwätzer aus dem Hildebrand-Umfeld bestätigte, Kashyas Konten seien «unproblematisch». Es wurden nur jene Devisen- und Vermögensdeals geprüft, die 100 000 Franken übersteigen. Seltsam. Bei Philipp Hildebrand veröffentlichte die KPMG Summen, die weit tiefer lagen.

Die Begründung stinkt zum Himmel: «Sonst hätte es ordnerweise Belege zu prüfen gegeben. Dann wären wir noch monatelang mit dieser Affäre beschäftigt gewesen.» Sorry, aber ein erfahrener Prüfer ackert sich problemlos durch einige Ordner – und zwar innert Tagesfrist. Und er würde die folgenden Daten auflisten, deren Zeitpunkt Rückschlüsse auf Interventionen der Nationalbank ermöglichte: das Gesamtvolumen der Devisen- und Wertschriftentransaktionen im fraglichen Zeitraum. Die Anzahl der Transaktionen in Cash und in Devisenderivaten. Das Gesamtvolumen dieser Derivate. Gerade bei Termingeschäften, die eine erhebliche Hebelwirkung entfalten, macht die Begrenzung auf 100 000 Franken pro Transaktion keinen Sinn.

Wenn die KPMG nicht genau diese Zahlen liefert, muss der Bankrat den Revisionsbericht zurückweisen. Denn alles andere wäre unprofessionell und käme einer Untersuchungsverweigerung gleich. Wer bei uns eine Bank gründen will, muss der Finanzmarktaufsicht auf fünf Jahre zurück sämtliche Bankunterlagen, Börsengeschäfte und Kreditkartenauszüge einreichen. Da findet offenbar keiner diese «ordnerweisen Belege» unzumutbar.

Früher ging es noch anders zur Sache. Bundesrat Adolf Ogi forderte im Fall von Ex-Oberst Friedrich Nyffenegger eine «rasche lückenlose Aufklärung ohne Rücksicht auf Personen». SP und Grüne verlangten eine PUK. Generalstabschef Arthur Liener trat zurück. Nyffenegger hatte einige CD-ROMs *verlaueret*. Er erhielt sechs Monate Abstrafung. Philipp Hildebrand erhielt eine Million Franken Abfindung. Den Grossen ergeht's besser als den Kleinen. Die Hildebrands steuern eben eine schnittige Jacht. Fritz Nyffenegger segelte bloss in einem *Bööfli* über den Thunersee.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Franz Weber des Service public

Von Peter Bodenmann — Eine neue Initiative fordert, dass der Chef der Swisscom nicht mehr verdient als Armeechef Ueli Maurer.



Kunststück dank Unschärfe: Initiant und Verleger René Schuhmacher.

Die politischen Gegner des Service public haben resigniert. Niemand fordert mehr weitere Privatisierungen. Das Volk will von weniger Staat nichts wissen. Dem Schweizer Service public fehlt – zu seinem eigenen Nachteil – ein ernstzunehmender politischer Gegner. Als Ersatz für die nicht existierende wirtschaftliche Konkurrenz. Die Kritiker sind alt. Und die Privatisierer mundtot.

Ihre Rolle müssten eigentlich die politischen Freunde des Service public übernehmen. Sie – und niemand sonst – müssten gegen Fehlleistungen bei SBB, Swisscom, Post oder Axpo anrennen. Damit die gelben und die anderen parastaatlichen Riesen nicht zu träge werden. Aber auch hier: Fehlanzeige.

Beispiel 1 — Die Schweiz macht in Sachen Glasfaser nicht vorwärts. Die Swisscom will der Schweiz jetzt ein viel zu teures, da doppeltes Glasfasernetz aufs Auge drücken. Dass es einfacher geht, beweisen die Italiener, beweist die zu teuer eingekaufte Swisscom-Tochter Fastweb in Italien. O-Ton des Swisscom-CEO Carsten Schloter Ende März beim Talk mit Roger Schawinski: «Die Baukosten für einen Glasfaseranschluss sind in der Schweiz drei Mal so hoch wie in Italien.» Na hallo. Da müssten sich sofort die Konsumentenschützer, das Parlament und das Bakom auf die Socken machen. Und herausfinden, welcher Monopolist hier seine Finger im Spiel hat.

Beispiel 2 — Wer als Unternehmer laufend mehr Waren oder Dienstleistungen verkauft, kann diese in neun von zehn Fällen günstiger produzieren. Wegen Skaleneffekten, wegen des technischen Fortschritts. Die neuen Züge der SBB transportieren mehr Menschen und verbrauchen weniger Energie. Gleichzeitig haben wir keine Inflation, sondern Minus-Teuerung und somit sinkende Preise. Und dank dem Euro kann, wer seine Aufträge wie die SBB international ausschreiben kann und muss, weiter Kosten senken. Trotzdem wollen die SBB noch einmal teurer werden. Ohne dass sich nur eine politische Partei ernsthaft aufregen würde.

In diese Lücke springt der umtriebige Verleger René Schuhmacher mit seinen Zeitschriften *K-Tipp* und *Saldo*. Mit seiner Initiative «Pro Service public» will er drei Dinge erreichen. Der Bund soll künftig mit der Grundversorgung keine Gewinne mehr machen. Carsten Schloter darf nicht mehr verdienen als Ueli Maurer. Und die SBB sollen für alle erschwinglich sein.

Die eher ungenau formulierte Initiative von Franz Weber traf den ökologischen Nerv der Schweizer. Vieles spricht dafür, dass Schuhmacher dank Unschärfe das gleiche Kunststück im Bereich des Service public gelingt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Getrübte Sicht

Von Kurt W. Zimmermann — Der Schweizer Journalistenverband sollte Christoph Blocher die Mitgliedschaft anbieten.

Stellen wir uns einmal vor, es wäre nicht der böse Christoph Blocher gewesen. Stellen wir uns vor, es wäre zum Beispiel der gute Christian Levrat gewesen.

Alles wäre anders. Levrat wäre ein Held. Er würde von den Medien als Lichtfigur gefeiert, die einen üblen Skandal rund um Nationalbanker Philipp Hildebrand aufgedeckt hätte. Alle wären sich einig, dass die Immunität von Levrat niemals aufgehoben werden dürfe.

Das Problem der Journalisten besteht darin, dass sie nicht zwischen Sachfragen und Personalfragen unterscheiden können. Sie beurteilen Sachfragen fast ausschliesslich über die damit befassten Personen. Doris Leuthard ist ihnen sympathisch. Darum hinterfragen sie nie ihre Energiepolitik. Ueli Maurer ist ihnen unsympathisch. Darum hinterfragen sie ständig seine Armeepolitik.

Die Personalien überlagern die Sachfrage auch bei politischen Affären. Ein schönes Beispiel war der Sturz des SVP-Bundesratskandidaten Bruno Zuppiger. Zuppiger stürzte über Dokumente, deren Publikation eine eindeutige Verletzung des Bankgeheimnisses war. Kein einziger Journalist verlangte nun vom Staatsanwalt, er habe darum ein Strafverfahren einzuleiten.

In der Causa Blocher ist es genau umgekehrt. Hier bedrängten die Journalisten den Staatsanwalt, unbedingt ein Strafverfahren einzuleiten.

Trend zu gouvernementaler Kontrolle

Der Zürcher Strafrechtsprofessor Martin Killias hat soeben in einem brillanten Artikel in der *Basler Zeitung* auf diese getrübte Sicht hingewiesen. Aufgrund ihrer Blocher-Obsession, so seine Schlussfolgerung, hätten sich die Medien auf die falsche Seite geschlagen. Sie unterstützten heute jene Kreise, welche letztlich die Pressefreiheit untergraben wollen. Killias, notabene, ist SP-Mitglied.

Tatsächlich haben die Medien nicht begriffen, worum es im aktuellen Streit geht. Es geht nicht um Blocher, es geht um Grundsätzliches. Wir erleben einen erneuten und heftigen Angriff des Staates auf die Freiheit der Information. Der Staat will, wie immer, dass die Dinge unter dem Deckel bleiben. Darum gehen die Behörden selbst mit nichtautorisierten Hausdurchsuchungen gegen Whistleblower vor.

Man kann über die Naivität unserer Journalisten nur staunen, wenn sie das bejubeln, statt es zu bekämpfen. Bei uns, wie in vielen anderen Demokratien auch, drängt der Staat auf eine wachsende Überwachung des öffentli-



Im öffentlichen Interesse: Nationalrat Blocher.

chen Raums. Die Journalisten sind die Nächsten, die drankommen werden. Auch ihnen droht, dass sie künftig ein Strafverfahren am Hals haben, wenn sie vertrauliche Unterlagen verbreiten.

Der Trend zur gouvernementalen Kontrolle ist übergreifend. Demnächst wird er sichtbar werden bei der Revision des Bundesgesetzes über Massnahmen zur Wahrung der inneren Sicherheit. Das Gesetz wird nicht nur den Lauschangriff erlauben. Es ist auch die ideale Gelegenheit, den heutigen Quellenschutz auszuhebeln. Die Politik macht bereits massiven Druck, um dieses Fundament der Medien zu unterhöhlen. Journalisten können sich dann nur noch bedingt auf öffentliches Interesse berufen, wenn sie vertrauliche Dokumente verwenden, um Missstände transparent zu machen. Auch ihre Immunität ist dann beendet.

Blocher hat sich so verhalten, wie sich auch ein Journalist verhalten hätte. Ein Journalist, der zu den Hildebrand-Unterlagen gekommen wäre, hätte sie ohne Rücksicht öffentlich gemacht. Er hätte zu Recht argumentiert, dass es dafür wichtige, übergeordnete Interessen gibt.

Ich meine es ohne Ironie. Impressum, der Schweizer Journalistenverband, sollte Christoph Blocher eine Mitgliedschaft anbieten. Mehr denn je braucht es die Solidarität unter jenen, die unbequeme Informationen an die Öffentlichkeit tragen.

45 000 Franken für eine Teenie-Webseite

Von Christoph Landolt

Politisches Desinteresse ist eine der meistbeklagten Untugenden der Jugend. Doch allen Politiker-Appellen, Jugendsessionen und Polit-Webseiten wie Easyvote.ch zum Trotz will sich die Jugend partout nicht für den Politbetrieb begeistern lassen. Die Stimmbeteiligung der jungen Erwachsenen verharrt konstant bei 35 Prozent.



Nun haben die Parlamentsdienste einen neuen Anlauf genommen und Juniorparl.ch aufgeschaltet, gemäss Eigenwerbung das Portal für die politisch interessierte Jugend. Die Grafik ist comicartig, die Sprache – wie in der Jugendarbeit üblich – mit aufmunternden Ausrufezeichen gespickt («Auch du kannst die Politik bewegen!»). Damit die Playstation-Generation sich auch angesprochen fühlt, ist vieles spielerisch gestaltet, so etwa die interaktive Staatskunde «Civicampus» oder die bunte Online-Animation «Tellvetia», in der Jungpolitikerin Liv und ihr persönlicher Mitarbeiter Tell das Bundeshaus kennenlernen. Dazu gibt es viele Links, die auf die textlastige Erwachsenen-Homepage Parlament.ch verweisen.

Neu ist das alles nicht, wie der Sprecher der Parlamentsdienste, Mark Stucki, einräumt. «Bisher waren unsere Angebote für Jugendliche etwas versteckt.» Ziel der neuen Website sei es, das bereits Bestehende auf einer Seite zu bündeln. Neu dazugekommen sind einzig «Ratsmitglieder im Check» (KV-Lehrlinge der Parlamentsdienste interviewen Politiker) und eine Fotogalerie («Das Bundeshaus lebt! Auch hier trinkt man Kaffee, isst man Äpfel zum Znüni und feiert Weihnachten»).

Die Jugend scheint nicht auf das Angebot gewartet zu haben: Pro Woche verzeichnet Juniorparl.ch bescheidene 350 bis 450 Besucher. Wie viele davon zur Zielgruppe der 16- bis 20-Jährigen gehören, ist nicht bekannt. Das Forum weist einen einzigen Eintrag auf.

Gekostet hat die neue Website 45 000 Franken an externen Honoraren. Der zusätzliche interne Aufwand wird nicht ausgewiesen. «Die Bewirtschaftung», sagt Mediensprecher Stucki, «wird im Rahmen unserer normalen Tätigkeit übernommen und generiert keine zusätzlichen Kosten.» Bei 2,9 Vollzeitstellen, die dem parlamentseigenen Internetdienst zur Verfügung stehen, sind offenbar noch ausreichend Kapazitäten frei.

«Schon die Ansätze zu Machtmissbrauch müssen durch ständige Kontrolle aufgedeckt werden.» *Andreas Schneider*



«Ziemlich bizarr, das Ganze»: Politiker Blocher.

Verantwortung wahrnehmen

Nr. 13 – «Das Ding hier hat Fleisch»;
Alex Baur über die Affäre um
Christoph Blocher

Das medienwirksame Vorgehen der Zürcher Staatsanwaltschaft gegen SVP-Nationalrat Christoph Blocher zeigt, wie anfällig auch unser demokratisches System für Machtmissbrauch sein kann. Kürzlich, auf einer Reise in die Ukraine, war ich schockiert, zu sehen, wie dort ganz ungeniert mit sogenannten administrativen Hebeln Politik gemacht wird, um damit insbesondere die Opposition zu neutralisieren.

Die aktuelle politische Kampagne nach der Affäre Hildebrand zeigt, wie leicht auch unsere geschätzte Demokratie durch Machtmissbrauch gefährdet werden kann. Schon die Ansätze dazu müssen durch ständige kritische Aufmerksamkeit und Kontrolle aufgedeckt werden. Es ist erfreulich, wie die *Weltwoche* diese Verantwortung immer wieder wahrnimmt. *Andreas Schneider, Hinwil*

In ihrem blinden Hass gegen Blocher entlarven die pseudogerechten Mainstream-Medienschaffenden und die Richter mit Linksdrahl ihre Doppelmoral und ihr schizophrones Denken selbst. Zuerst stellen sie sich schützend vor eine moralisch unsaubere Handlung des Herrn Hildebrand. Wenig später wird der Versuch unternommen, das korrekte Verhalten des Herrn Blocher unter dem Deckmantel

«Bankgeheimnis-Verletzung» zu kriminalisieren. *Heinrich Vettiger, Wetzikon*

Nachdem die *Weltwoche* Philipp Hildebrand als Gauner vorverurteilt und kriminalisiert hat, obwohl bis heute kein Delikt vorliegt, sind jetzt die Staatsanwälte dran. Wer sich also in unserem Land getraut, auf normalem, rechtsstaatlichem Weg eine Untersuchung gegen Herrn Blocher einzuleiten, wird diskreditiert. Selbst Reto T. und Hermann Lei werden von der *Weltwoche* in Schutz genommen. Schon ziemlich bizarr, das Ganze. Gut zu wissen, dass das Publikum die Sache längst durchschaut hat. *Beni Stocker, Kriens*

Wohl wöchentlich werden Hausdurchsuchungen mit mehr oder weniger spektakulären Hintergründen durchgeführt, ohne dass auch nur privilegierte Teile der Öffentlichkeit davon etwas erfahren. Als Konsument vergisst man, dass die auf Blocher angesetzte Hausdurchsuchung ein durchwegs profaner Vorgang war, dem weder ein Kapitalverbrechen noch eine staatsgefährdende Aktion noch sonst ein Allerweltsvergehen zugrunde gelegt wurde. Warum also eine Vorankündigung der Untersuchungsinstitution (sie allein durfte von der bevorstehenden Intervention Kenntnis haben) an die Medien? Warum der mehr als peinliche Auftritt des geschäftsführenden Oberstaatsanwalts im staatlichen TV? Nachdem bereits der mediale Startschuss der Affäre Hildebrand nicht gegen den fehlbaren Banker Hildebrand,

sondern gegen die SVP und Blocher gerichtet war, muss schon an Realitätsverzerrung leiden, wer die alleinige politische Motivation in diesem Treiben nicht erkennen kann oder will.

Hans Christian Müller, Zürich

Verfahren dauern zu lange

Nr. 13 – «Blinde Verehrung»;
Rico Bandle über den preisgekrönten
Film «Vol spécial»

Ich habe mir den von der SRG gesendeten Film «Vol spécial» angeschaut. Diese Auszuschaffenden haben, rechtlich abschliessend festgestellt, kein Bleiberecht, und wenn ein Rechtsstaat nicht zur Bananenrepublik verkommen will, hat er das Recht durchzusetzen. Davon ist nicht im Geringsten die Rede, und wenn man, gar unbelastet von der kriminellen Vergangenheit der meisten Protagonisten, noch einwenden möchte, dass die entsprechenden Verfahren viel zu lange dauerten, dann richtet sich dieser Vorwurf vor allem an unsere Asylindustrie im Verbund mit Bundesrat und Parlament, die zügige Verfahren mit allen Mitteln verhindert. Wie lange lassen sich die Bürger noch von der Mitte-links-Asyl-und-Kultur-Mafia hinters Licht führen? Muss es so weit kommen, dass schliesslich eine Mehrheit eine Initiative zur Kündigung des Flüchtlingsabkommens bejaht, was auch unserer Asylgesetzgebung den Boden entziehen würde? Leidtragende wären dann die wenigen echt an Leib und Leben gefährdeten Flüchtlinge.

Wolfgang Sidler, Luzern

Tragikomisch

Nr. 13 – «Mein Leitwert ist die Freiheit»;
Interview mit Ungarns Ministerpräsidenten
Viktor Orbán von Roger Köppel

Man mag es ihm gönnen: Der Autor verbringt einen schönen Abend in Berlin im «Capriccio», beste Adresse, aber bei aller Qualität nicht abgehoben, und das in Gesellschaft des zu Unrecht angefeindeten ungarischen Regierungschefs Viktor Orbán. Herr Orbán, ein liberal-konservativer Politiker, tritt für Werte ein – harte Arbeit, Freiheit und hohe Eigenverantwortung –, die auch dem Autor viel bedeuten. Kein Wunder, dass man sich versteht. Alles, was Herr Orbán vorbringt, scheint Herrn Köppel zu überzeugen. Glaubhaft erscheint es ihm, dass Herr Orbán sich bemüht, Ungarn für Investoren attraktiver zu machen. Aber was ist daran glaubhaft? Österreich als wichtiger Investor in Ungarn hat seit dem Regierungsantritt von Orbán enorme Verluste erlitten und muss fragwürdige Abschreibungen in Kauf nehmen. Die Zurückstufung Österreichs durch Standard & Poor's auf AA+ ist zum grossen Teil durch die Geschehnisse in Ungarn verursacht. All das kann man im *Standard* nachlesen, aber

diese sorgfältig recherchierende Wiener Zeitung ist links und wird deshalb nicht zur Kenntnis genommen. *Herbert Heise, Bern*

Aus schweizerischer Perspektive mag der kleine, giftige und dreiste ungarische Ministerpräsident bemerkenswert und cool erscheinen, wie er der EU Paroli bietet und sie ärgert. Endlich ein *enfant terrible*, das von der Mainstream-Europa-Politik abweicht. Leider ist es aus ungarischer Perspektive nur tragikomisch. Dreiundzwanzig Jahre ist es her, dass Orbán den sofortigen Abzug aller sowjetischen Soldaten aus ungarischen Territorien gefordert hat, und wir liebten ihn. Er, durch und durch Machiavellist, hat jedoch schnell realisiert, dass er mit seinen demokratisch-liberalen Idealen kein unbesetztes Feld in der damaligen ungarischen Politik und keine bedeutende Wählerschaft erobern kann, und sich und seine Partei erfolgreich auf eine rechtskonservative Politik umgeschaltet. Nur, Rechtskonservatismus in Osteuropa bedeutet etwas ganz anderes als im Rest der Welt. Es bedeutet Nationalismus, Chauvinismus, Revisionismus, einen unbegründeten und eigentlich in der Geschichte immer gescheiterten Nationalstolz, welcher das Land in den letzten paar hundert Jahren in aussichtslose Freiheitskämpfe oder auf die Seite der Verlierer befördert hat und was zu oft zu tragischen Kriegen in der Region und in Europa führte.

Nun deklariert Orbán wieder einen sakralen Freiheitskampf gegen interne und externe Mächte, ja eigentlich gegen alles, was nicht er, seine Partei und deren Marionetten sind. Dabei steht das wunderbare Land Ungarn kurz vor dem Ruin und brauchte dringend finanzielle und moralische Unterstützung von denen, gegen die der heilige Freiheitskampf ausgerufen wurde. Und noch etwas: Wie oft haben Sie ein Interview mit einem Regierungschef gesehen, der im Singular in Ichform über «seine» Steuerpolitik redet? Bemerkenswerte Persönlichkeit und ihre Störungen.

Eszter Tanczos, Zumikon

Wir sind sehr erfreut über das Interview und das vermittelte Bild von Orbán. Es stimmt mit unserer Wahrnehmung und Einschätzung überein. Was sonst ausserhalb Ungarns in der Presse an Information aus zweiter oder dritter Hand über die Regierung und das Land verbreitet und nachgeplappert wird, ist nachgerade unerträglich. Deshalb ganz herzlichen Dank für diesen Beitrag!

Brigitta Szathmáry, Ungarn

Was ist daran glaubhaft?

Nr. 13 – «Schweiz?»; Editorial von Roger Köppel

Der Autor ist des Lobes voll für den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán.

András Schiff, der in Ungarn geborene Pianist und Dirigent, teilte in einem Interview mit, dass er in Ungarn nicht mehr konzertieren werde, weil er dort *persona non grata* sei und von antisemitischer Hetze persönlich bedroht werde. Der weltberühmte Musiker schrieb zusammen mit dem ungarischen Dirigenten Ádám Fischer einen offenen Brief an die Künstler in Europa und der ganze Welt: «Das Alltagsleben Ungarns ist in erschreckendem Mass infiziert mit Rassismus gegen Roma, mit Homophobie und Antisemitismus.» Weiss der Autor nichts vom Rassismus gegen Roma, Homophobie und Antisemitismus unter der Regierung von Viktor Orbán, oder will er davon nichts wissen?

Doris Schöni, Muri bei Bern

Viel Lärm um nichts

Nr. 12 – «Weg damit!»; Rico Bandle über Kulturinstitutionen

Dass das Aargauer Symphonie Orchester «ein teures Sinfonieorchester» sei, ist so falsch wie Ihre gönnerhafte Abqualifizierung des Aargaus als «ländlicher Kanton». Über Ihre Beurteilung unseres Orchesters brauchen wir uns nicht zu streiten: Sinn machen würde dies ja nur, wenn Sie das Orchester regelmässig gehört hätten. Der «Gemeindesaal Brugg», in den Sie das Tonhalle-Orchester zum Gastspiel für die tumbe «Landbevölkerung» verbannen wollen, existiert nicht – und es gibt im ganzen Kanton auch keinen einzigen Saal, dessen Bühne das Tonhalle-Orchester in Normalbesetzung zu fassen vermöchte. Kurz: Viel Lärm um nichts. Würde man an die Existenzberechtigung der Zeitungen dieselben Massstäbe anlegen, wie Sie dies mit Bezug auf die Kulturinstitutionen tun, so wäre mit Bezug auf die *Weltwoche* die Existenzfrage nicht nur zu stellen, sondern auch klar zu beantworten: Weg damit!

Jürg Schärer, Präsident des Trägervereins des Aargauer Symphonie Orchesters

Leserbriefe

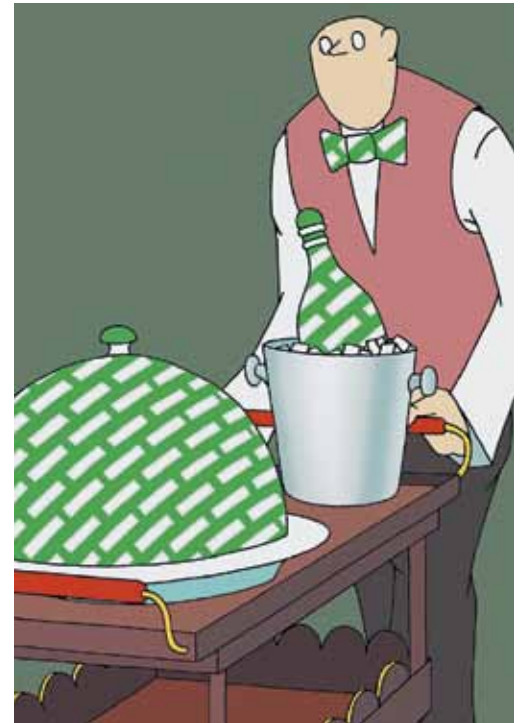
Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinen geladenen Gästen ein Essen mit M-Budget-Produkten zubereiten und servieren? *Gabriela Hofstetter, Gléresse*

Ja. Nur kommen Sie damit ziemlich spät. Der M-Budget-Dinner-Trend war gestern. Da galt es als total chic, von den Surimi-Stäbchen bis zum Chocolat-Chantilly-Dessert alles praktisch noch in der grünen Verpackung zu servieren. Heute ist eher Migros Sélection angesagt. Oder Migros Bio. Falls es Ihnen ums Sparen geht, laden Sie doch einfach zum Grillplausch. Dazu soll jeder seine Wurst selber mitbringen. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Sie kommen, klauen und gehen

Osteuropäische Roma-Sippen sind zu einem grossen Teil für den wachsenden Kriminaltourismus verantwortlich. Sie schicken Frauen auf den Strich und Kinder zum Betteln. Von Philipp Gut und Kari Kälin

«Junge Einbrecherinnen auf frischer Tat ertappt», meldete die Zuger Kantonspolizei vor zwei Wochen. Am Dienstag, 20. März, um 10.57 Uhr, schnappten sie ein 13- und ein 16-jähriges Roma-Mädchen, als diese in ein Haus in Baar eindringen wollten. Sie stammten aus einem Camp in Italien. Die Polizeiberichte wiederholen sich. Seit Jahren sorgen Roma-Banden für Negativschlagzeilen. Präzise Zahlen zur Kriminalität dieser Volksgruppe existieren zwar keine. Die polizeiliche Kriminalitätsstatistik unterscheidet nur nach Nationalitäten, nicht nach Ethnien. Die Bilanz des vergangenen Jahres: mehr Einbrüche, mehr Diebstähle, mehr Kriminaltourismus. Insbesondere die Vermögensdelikte stiegen stark an (um 16 Prozent). Vieles deutet jedoch darauf hin, dass Roma, die ihre Camps an der Grenze immer wieder an andere Orte verlegen, zu einem bedeutenden Teil für den wachsenden Kriminaltourismus verantwortlich sind. «Wenn Sie in Genf zwei junge Zigeuner antreffen, die alleine unterwegs sind, haben sie zu 99 Prozent einen Schraubenzieher in der Hosentasche», sagte Jean-François Cintas, Chef der Abteilung Einbruch bei der Genfer Kantonspolizei, der Zeitung *Le Temps*. Im letzten Jahr seien allein zwei jugendliche Täter in 450 Wohnungen eingebrochen und hätten 250 000 Franken Beute gemacht. Im Kanton Freiburg begehen minderjährige Roma jedes Jahr rund 200 Einbrüche, wie die Kantonspolizei schätzt.

Am stärksten betroffen sind die Grenzkanzone, aber längst schwärmen die kriminellen Banden auch ins Landesinnere aus, wie das eingangs erwähnte Beispiel aus dem Kanton Zug zeigt. Alarm geschlagen haben letzte Woche Genf und die Waadt. «In unseren Kantonen ist der Anteil an kriminellen Ausländern ohne Wohnsitz in der Schweiz doppelt so hoch wie andernorts», sagt Jean-Christophe Sauterel, Sprecher der Waadtländer Kantonspolizei. Auch im Kanton Genf ist die Zahl der Einbrüche letztes Jahr markant gestiegen. François Schmutz, Chef der Genfer Kriminalpolizei, nennt dafür drei verantwortliche Gruppen. Zum einen handle es sich um Banden aus dem Balkan, besonders aus Rumänien. Zum anderen um Nordafrikaner, die illegal in der Schweiz lebten. Dazu kämen junge Roma, die ihre Operationsbasis in Mailand haben und «zwischen Italien und Paris Einbrüche begehen».

In der Schweiz leben, nach Auskunft der in Zürich ansässigen Roma Foundation (sic!), rund 50 000 Roma, wie die Selbstbezeichnung der im Deutschen traditionell «Zigeuner» genannten Volksgruppe lautet (heute gilt der Begriff eher als abwertend). Die meisten kamen nach dem Zweiten Weltkrieg als Gastarbeiter. Die grosse Mehrzahl von ihnen sei sesshaft und «völlig integriert», nur eine «kleine Minderheit» von 200 bis 300 gälte als Fahrende. Im Umfeld sei oft gar nicht bekannt, dass sie Roma seien, sie deklarierten sich als Serben, Italiener, Spanier usw. In jüngerer Zeit seien «viele» Roma aus dem Kosovo und anderen Ex-jugoslawischen Gebieten in die Schweiz geströmt, schreibt die Roma Foundation.

Beflügelung der kollektiven Fantasie

Die Gesamtzahl der Roma in Europa wird auf 8 bis 12 Millionen geschätzt. Die Ursprünge des Volksstammes mit eigener Kultur und Sprache liegen in Indien, von wo die Roma vor dem 8. Jahrhundert in Richtung Europa auswanderten. Die grösste Population gibt es heute in Rumänien (mit 2 bis 3 Millionen). Bis zu eine Million Roma leben in Bulgarien, Spanien, Ungarn und der Slowakei, mehrere hunderttausend sind es in Tschechien und anderen osteuropäischen Ländern. Ihr «Identitätsgefühl», schreibt die Roma Foundation, beruhe «nicht auf Begriffen wie Heimatland, Staatsbürgerschaft usw., sondern auf ihrer Sprache, ihrer Kultur und vor allem auf ihren Traditionen». Als Rom sei man «primär Familienangehöriger, damit Angehöriger einer Gruppe [...]

Blitzkriegern aus dem Ausland gleich, fallen sie für ihre Raub- und Beutezüge über die Schweiz her.

und erst dann auch immer Bürger eines bestimmten Staates». Die Sippe geht über alles – Roma *first*. Der Name «Roma» heisst übrigens «Männer» oder «Ehemänner» (Einzahl «Rom», die weibliche Form ist «Romni»).

In den meisten Ländern ist die Lage der Roma prekär. Die «Hauptprobleme», schreibt die vom Financier George Soros mitunterstützte erwähnte Stiftung mit Sitz in Zürich, seien «Integration, Arbeit und Ausbildung». Der Umstand, dass viele Roma keine berufli-



«Zu 99 Prozent einen Schraubenzieher in der

chen Qualifikationen vorweisen könnten, verschärfe die Situation «immer mehr». Gelingt es nicht, die Roma auszubilden und damit ihre Existenzbedingungen zu verbessern, drohe eine «Eskalation des Problems zu einer Gröszenordnung, die kaum mehr zu bewältigen sein dürfte», warnt die Roma Foundation. Ein Leben am Rande der Illegalität und eine gewisse virtuose Verlagerung auf kriminelle Tätigkeiten sind die Folgen.

Die Auswüchse sind auch zunehmend in der Schweiz spürbar. Während die «Zigeuner» die kollektive Fantasie des Abendlandes beflügeln, sei es die feurig-exotische Carmen in Georges Bizets weltbekannter Oper, sei es als Gegenbild zur bürgerlichen Sesshaftigkeit, der man gern einen Zug von Spiessigkeit und Biedersinn unterstellt, oder schlicht das «lustige Zigeunerleben» im Volkslied – die Realität sieht weit weniger glänzend aus. Die Roma tauchen hierzulande vor allem in akuten Problemzonen auf und beschäftigen insbesondere Polizei und Justiz. Offen darüber gesprochen wird selten, man wolle nicht uralte Vorurteile bedienen, heisst es schnell. Die Roma geniessen offensichtlich eine Art Minderheitenbonus.



Hosentasche: Roma in Genf.

Klartext spricht die Polizei. Roma seien besonders in den Bereichen Einbruchdiebstahl, Einzeltrickbetrug (s. Artikel, S. 28), Betrügereien mit Teppichen, Lederjacken und beim Verkauf von falschem Goldschmuck aktiv, sagt Martin Sorg, Sprecher der Kantonspolizei Zürich. Bei praktisch allen durch Roma verübten Delikten handle es sich um sogenannten Kriminaltourismus, so Sorg. Blitzkriegern aus dem Ausland gleich, fallen sie für ihre Raub- und Beutezüge über die Schweiz her, um so schnell wie möglich wieder zu verschwinden.

Die Banden, die meist aus Rumänien, Bulgarien, Serbien und Kroatien stammen, spannen ihre Kinder für kriminelle Aktivitäten ein. Die Camps nahe an der Grenze, zum Beispiel im französischen Annemasse oder im Elsass, aber auch in Norditalien, dienen als Ausgangspunkte für Raubzüge. Betroffen sind vor allem der Genferseebogen und der Kanton Tessin, aber auch die übrigen Westschweizer Kantone und Basel. Die Zeiten, in denen minderjährige Roma «nur» für erfundene Taubstummen-Organisationen bettelten, sind längst vorbei, wie die Waadtländer Kantonspolizei feststellt. Sie betätigen sich als Taschen- und Trickdiebe, beklauen vorwiegend ältere Menschen, schlei-

chen durch Wohnquartiere und brechen notfalls mit Gewalt in Häuser und Wohnungen ein. Dann rauben sie mit grosser Geschicklichkeit und hoher Effizienz Geld, Schmuck und andere Wertgegenstände. Allein vom 1. bis zum 28. Juli vergangenen Jahres begingen die «jungen Delinquenten», wie sie die Kantonspolizei Waadt nennt, 84 Taten dieser Art.

«Sie machen eine Art Einbruchlehre»

Im Tessin verhaftete die Kantonspolizei im letzten Jahr 39 minderjährige Roma aus Camps in der Region Mailand, die nicht weniger als 95 Einbruchdiebstähle begangen hatten. Deliktsumme: 2,61 Millionen Franken. Um nicht aufzufallen, kommen die Roma ohne Einbruchswerkzeug. Sie stehlen es lieber in Gartenhäusern und auf Baustellen zusammen.

Laut Jean-Christophe Sauterel, Mediensprecher der Waadtländer Kantonspolizei, haben die Roma-Banden ihre Methoden in den letzten Jahren laufend professionalisiert. Anfänglich brachen die Erwachsenen eigenhändig in Villen und Wohnungen ein. In einer zweiten Phase chauffierten sie die Minderjährigen zu den Einbruchobjekten. Unterdessen kaufen die Banden in Frankreich billige, schrottreife

Autos, die mit einem regulären Nummernschild ausgestattet sind. Dann fahren 14-jährige Teenager mit den Fahrzeugen über die Grenze. Für ihr Handwerk sind sie bestens ausgerüstet. «Sie machen eine Art Einbruchlehre», sagt Sauterel. Mit 12 Jahren lernen sie, in Häuser und Wohnungen mit offenen Türen und Fenstern zu schleichen. Mit 14 Jahren wuchten sie Türen mit Einbruchswerkzeug auf. Werden sie von der Polizei geschnappt, sind die Konsequenzen gering. Sie werden der Jugendanwaltschaft übergeben und landen vielleicht ein paar Tage in Untersuchungshaft, bevor sie zu ihrem Clan zurückkehren. Neuerdings holen die Eltern ihre Kinder nicht mehr selber ab. «Die Erwachsenen schieben Anwälte vor», sagt Sauterel – weil sie befürchteten, sonst für Komplizenschaft belangt zu werden.

Bettlerbanden in den Städten

Für negative Schlagzeilen sorgen die Roma derzeit auch in einem anderen Bereich. Es vergeht kaum ein Tag, an dem die Medien nicht über Bettlerbanden berichten, die sich in Schweizer Städten herumtreiben. Am akutessten ist das Problem in Genf. Zwar gilt dort seit dem 29. Januar 2008 ein Bettelverbot. Trotzdem belagern derzeit rund 200 bis 300 Bettler aus Rumänien, Erwachsene und Kinder, die Stadt. «Im Vergleich zum letzten Jahr sind sie aggressiver geworden. Sie strecken nicht mehr nur einfach die Hand aus, sondern sind penetrant, belästigen die Leute in Restaurants und stehlen an Märkten und in Einkaufszentren Lebensmittel», sagt Jean-Philippe Brandt, Sprecher der Genfer Kantonspolizei. Alle zwei Wochen räumt die Polizei Roma-Lager unter Brücken, damit sie sich nicht dauerhaft etablieren. Die Ordnungshüter entsorgen Matratzen, Fauteuils und andere Utensilien, im letzten Jahr waren es 45 Tonnen Sperrgut.

Die Polizei leistet Sisypusarbeit. Immer wieder büsst sie die gleichen Bettler. In knapp dreieinhalb Jahren sprach die Genfer Polizei 13 634 einschlägige Bussen aus, die sich auf lediglich 1516 Personen verteilten. Das Bussgeld betrug 1 629 380 Franken, eintreiben konnten die Behörden allerdings bloss 35 177 Franken, wie der Regierungsrat in der Antwort auf einen parlamentarischen Vorstoss mitteilte. Die Kosten für den aussichtslosen Kampf beliefen sich auf 3 Millionen Franken.

Dass die Bettler keineswegs mausarm sein müssen, zeigt ein Vorfall, über den der *Tages-Anzeiger* am Montag berichtete. Sicherheitsleute wollten Ende Januar beim Shoppingcenter Spreitenbach vier Roma-Männer festhalten, die sich als Taubstumme ausgaben. Diese entkamen und machten sich in einem BMW mit bulgarischen Kennzeichen aus dem Staub.

Wie viele Bettler in Schweizer Städten unterwegs sind, lässt sich nicht genau beziffern. Wellenartig tauchen sie immer wieder an verschiedenen Orten auf, von Genf über Zürich

bis St. Gallen. Im Januar und Februar nahmen Roma-Bettler die Stadt Winterthur derart in Beschlag, dass achtzig Personen die Polizei anriefen, wie der *Tages-Anzeiger* schreibt. Der Schweizerische Städteverband, die Fremdenpolizei der Stadt Bern und die Koordinationsstelle gegen Menschenhandel und Menschen schmuggel des Bundesamtes für Polizei (Fedpol) haben letztes Jahr ein Informationspapier zum Phänomen verfasst. Bei den Bettlern handle es sich meistens um Angehörige der Roma, bestätigen die Fachleute. Die Aktivitäten sind organisiert. Hintermänner karren Mütter mit Babys, Kinder und Behinderte von Stadt zu Stadt. Dank der Personenfreizügigkeit können sie ohne Visum in die Schweiz einreisen (falls sie aufgegriffen werden, geben sie sich vorzugsweise als Touristen aus). Die Drahtzieher beobachten ihre Schützlinge und ziehen regelmässig das Geld ein. Als im Frühling 2009 immer mehr Kinderbettler die Stadt Bern bevölkerten, wurde die Fremdenpolizei aktiv und lancierte das Projekt «Agora», bei dem der Kinderschutz eine wichtige Rolle spielt. Sie nahm die Personalien auf, befragte die Bettler nach Auftraggebern, Reisewegen, Herkunft, sodass sie in der Ausübung ihrer Tätigkeit empfindlich gestört wurden. Von 2009 bis 2011 kontrollierte die Fremdenpolizei nicht weniger als 689 ausländische Bettler. Mit Erfolg. Heute meiden sie Bern.

Kinder werden verkauft oder ausgeliehen

Boris Mesaric ist Geschäftsführer der Koordinationsstelle gegen Menschenhandel und Menschen schmuggel beim Bundesamt für Polizei und hat professionelle Täternetzwerke im Visier, die Kinder zum Betteln, Stehlen und Einbrechen rekrutieren. Auch wenn in der Schweiz bis jetzt noch kein Roma-Clanchef wegen Menschenhandels angezeigt werden konnte, ist für Mesaric klar: Die Kinder seien eher Opfer als Täter. Sie würden an die Roma-Banden, die hauptsächlich aus Rumänien und Bulgarien stammten, verkauft oder für eine bestimmte Zeit ausgeliehen. In Lagern würden



Markant mehr Einbrüche: Kripo-Chef Schmutz.

sie zu professionellen Bettlern und Dieben ausgebildet. Kämen sie nicht mit einem bestimmten Geldbetrag zurück, drohten ihnen Nahrungsentzug, Schläge und mehr.

Die Roma-Netzwerke nützen das Schweizer Jugendstrafrecht geschickt und skrupellos aus. Werden Minderjährige erwischt, wandern sie in der Regel ein paar Tage in Untersuchungshaft und kehren darauf zurück in ihr Camp. Um von der Milde des Gesetzes zu profitieren, geben die Täter häufig ein jüngeres Alter an. Nur in seltenen Fällen wird der richtige Jahrgang anhand eines rechtsmedizinischen Gutachtens ermittelt. Das Verfahren, bei dem die Person vermessen wird, die linke Hand und die Zähne geröntgt werden, kann in komplizierten Fällen bis zu 2000 Franken kosten, wie die Tessiner Kantonspolizei auf Anfrage sagt.

Die Schweiz ist für Prostituierte attraktiv

Im nationalen Schaufenster stehen die Prostituierten, die in der Stadt Zürich auf dem sogenannten Strassenstrich arbeiten, am augenfälligsten am Sihlquai zwischen dem Escher-Wyss-Platz und dem Hauptbahnhof. Wer am Abend diese vielbefahrene Einfallsachse passiert, wird – freiwillig oder unfreiwillig – Zeuge des regen Anschaffens, wo sich, nicht nur zur Sommerzeit, Dutzende von leichtbekleideten Damen um automobiler Kundschaft bemühen.

Und die Attraktivität der Schweiz für ausländische Prostituierte ist ungebrochen. Die Zahl der Neueinsteigerinnen wächst jährlich. 2009 waren es 795, 2011 bereits 1170. Die Personenfreizügigkeit lockt nicht bloss Hochqualifizierte an, sondern auch Frauen aus den untersten sozialen Schichten, die auf den Schweizer Strassen mit schnellem Sex gutes Geld verdienen. Was die Herkunft der Prostituierten betrifft, gibt die polizeiliche Kriminalstatistik eine klare Auskunft. Die Hälfte aller Neueinsteigerinnen stammt einzig aus zwei Ländern: aus Ungarn (377) und Rumänien (288). Die Stadtpolizei Zürich erhebt keine Daten aufgrund «ethnischer Zugehörigkeit», wie Sprecher Marco Cortesi sagt. Es ist aber ein offenes Geheimnis, dass viele Dirnen aus diesen osteuropäischen Staaten Romni sind, also Roma-Frauen.

Die Stadt hat die Zulassungsverfahren seit Anfang 2011 zwar verschärft. Die Prostituierten müssen krankenversichert sein und glaubhaft darlegen, dass sie «selbstständig» arbeiten, sprich: ohne Zuhälter und auf eigene Rechnung. Die Wirklichkeit freilich sieht anders aus, gerade im Roma-Milieu. Die Zürcher Staatsanwaltschaft hat in den letzten Jahren mehrere Verfahren gegen Roma-Zuhälter geführt. In erster Instanz sind sowohl der berühmte «Samurai» als auch dessen Kollege «Goldfinger» verurteilt worden. Dabei war von einer «ungekannten Brutalität» die Rede.



Genf im Belagerungszustand: Bettler.

Der «Samurai» genannte Haupttäter wurde zu einer Freiheitsstrafe von zehn Jahren sowie einer Geldstrafe und einer Busse verurteilt, zudem wurde eine Verwahrung angeordnet. Die Delikte umfassten Menschenhandel, Förderung der Prostitution, Vergewaltigung, Abtreibung, Drohung, Nötigung, Körperverletzung et cetera.

Im jüngsten einschlägigen Urteil des Bezirksgerichts vom Januar dieses Jahres wurde ein ungarisches Roma-Paar zu teilbedingten Freiheitsstrafen von je 36 Monaten verurteilt. Es hatte eine 19-jährige Landsfrau auf den Zürcher Strassenstrich geführt, wo die Prostituierte in gut vier Monaten rund 70 000 Franken verdiente. Den Grossteil der Einkünfte gab sie ihrem Zuhälter ab, in den sie sich verliebt hatte und der sich als ihr Partner ausgab. Gleichzeitig war er nach wie vor mit seiner Komplizin zusammen, ebenfalls eine langjährige Prostituierte.



Alles kommt vor: Polizei-Sprecher Cortesi.



Die Zahl der Neueinsteigerinnen wächst: Strassenstrich am Zürcher Sihlquai.

Das Muster ist typisch für das Roma-Milieu. Clanstrukturen und familiäre Bindungen in einem weiteren Sinn spielen eine zentrale Rolle. Es ist durchaus üblich, dass männliche Clanmitglieder Frauen und Kinder für illegale Geschäfte einsetzen. Das registrieren auch die Justizbehörden. Die «familiären Strukturen», sagt Urs Hubmann, Leiter der für organisierte Kriminalität zuständigen Staatsanwaltschaft II des Kantons Zürichs, böten «den Tätern grössere Möglichkeiten, auf ihre Opfer Druck auszuüben». Denn die Frauen verlören «bei dieser Konstellation für den Fall, dass sie aus dem Geschäft aussteigen, nicht nur ihren Zuhälter, der häufig ihr sogenannter Partner ist, sondern auch ihre Familie». Die Hauptursachen für die «Ausbeutung» der Frauen liegen nach Staatsanwalt Hubmann «im schwierigen Arbeitsmarkt in ihrem Heimatland», in «der finanziellen Abhängigkeit von Partnern und Familien» und dem «unterschiedlichen Frauenbild in der dortigen Gesellschaft».

«Die Frauen arbeiten für die Familie»

Roma-Frauen seien aus zwei Gründen einem «stärkeren Griff der Unterwelt» ausgesetzt, sagt Rechtsanwalt und Milieu-Kenner Valentin Landmann. Erstens aufgrund der erwähnten Sippenstrukturen; und zweitens deshalb, weil Prostitution in den Herkunftsländern verboten ist. Die Illegalität mache das Geschäft für die Unterwelt lukrativ und erhöhe das Schutzbedürfnis der Frauen – mit anderen Worten: ihre Abhängigkeit. «Der Clan nimmt einen wesentlichen Teil des Einkommens ab», sagt Landmann. «Die Frauen arbeiten für die Familie.» Dabei, ergänzt Stadtpolizei-Sprecher Cortesi, komme «alles vor: von (Pseudo-)Liebschaften bis zu roher Gewalt». Die Beweis-

und Verfahrensführung sei deshalb sehr schwierig. «Wir stellen immer wieder fest, dass Frauen ihre Aussagen zurückziehen und ihre Peiniger entschuldigend in Schutz nehmen», sagt Cortesi. Offenbar ist die Loyalität zu Sippe, Partner oder Zuhälter – die Übergänge sind oft fließend – am Ende stärker.

Eine besondere Aufgabe nehmen die sogenannten Kapos wahr, weibliche Vertrauensleute der Zuhälter, die die Prostituierten vor Ort auf dem Strich kontrollieren und das Geld einziehen. Im Roma-Milieu werden sie auch «Panzer» genannt. Für die Zuhälter und Clans im Hintergrund bietet dieses System verschiedene Vorteile. Es reduziert die Notwendigkeit für die Zuhälter, selber auf der Strasse aufzutreten – und damit auch das Risiko, erwischt zu werden. Gleichzeitig gehen die Kapos leichter unter dem polizeilichen Radar durch: «Wenn eine Frau einer andern eine Ohrfeige verpasst, mobilisiert das die Polizei weniger,



Nur Appelle: Bundesrätin Sommaruga.

als wenn sie von einem stiernackigen Zuhälter zusammengeschlagen wird», erklärt Milieu-Anwalt Landmann.

Allerdings sei es falsch, betont Landmann, in den Zigeuner-Prostituierten nur Opfer zu sehen. Von Menschenhandel könne nur in den wenigsten Fällen gesprochen werden. «Sie kommen her, weil sie gehört haben, dass man in der Schweiz gut verdienen kann», so Landmann. Der Strassenstrich erfreue sich durchaus einer gewissen «Beliebtheit» von Seiten der Prostituierten, da er «wenig Ansprüche» stelle: «Man kommt ohne Sprachkenntnisse aus und steht in der Regel spätestens nach zehn Minuten wieder angezogen auf der Strasse», sagt Landmann.

Die Tore sind offen

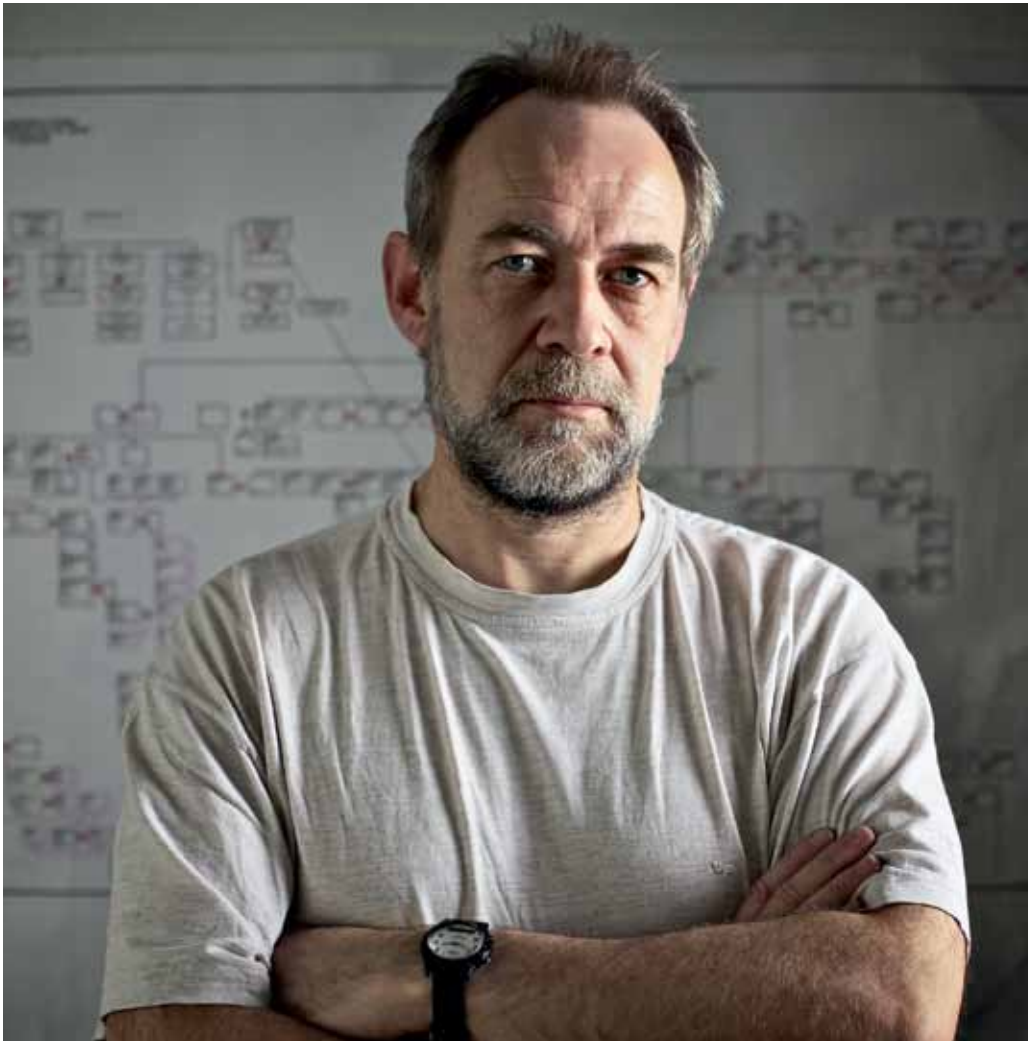
Kriminaltourismus, organisierte Bettelbanden, Strassenprostitution: Die Probleme, die vornehmlich aus Osteuropa stammende Roma in der Schweiz verursachen, haben auch politische Gründe. Das Schengen-Abkommen und die Personenfreizügigkeit erleichtern die kriminellen und halbseidenen Tätigkeiten in der Schweiz. Es gibt keine Grenzkontrollen mehr. Die Tore sind offen. Kritische Stimmen mehren sich. Die Waadtländer Sicherheitsdirektorin Jacqueline de Quattro (FDP) stellt den Schengen-Vertrag nicht grundsätzlich in Frage, plädiert aber dafür, Kontrollen sporadisch auf bestimmten Grenzabschnitten wieder einzuführen. «Ansonsten senden wir das Signal aus, dass Kriminelle unbehelligt ein- und ausreisen können», sagt de Quattro.

Letzte Woche hat sie Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) ermuntert, sich in Brüssel so schnell wie möglich für die Wiedereinführung von Grenzkontrollen einzusetzen. Diese habe das Problem anerkannt, jedoch vor den Konsequenzen gewarnt, falls die Schweiz das Abkommen in Frage stelle. Mehr als Appelle an Brüssel richten kann Bern sowieso nicht. Bei der Weiterentwicklung des Schengen-Vertrags hat die Schweiz kein Mitbestimmungsrecht.

«Nicht wenig Kopfzerbrechen» bereiten die fehlenden Grenzkontrollen auch im Süden des Landes, wie der Tessiner Justizdirektor Norman Gobbi (Lega dei Ticinesi) sagt. Das Informationssystem SIS, eine Datenbank, in der Verbrecher und vermisste Gegenstände aufgeführt sind, leiste zwar gute Dienste. «Aber das Schengen-Abkommen erlaubt es nicht, in speziellen Situationen spezielle Lösungen zu treffen.» Dass es anders geht, demonstrierte Frankreich vor rund einem Jahr, als es vorübergehend wieder Grenzkontrollen einführte. Und erst vor knapp einem Monat hat Präsident Nicolas Sarkozy mit dem Austritt aus dem Schengen-Abkommen gedroht. Die Schweiz, wiewohl nicht Mitglied der EU, hält sich vornehm zurück. Und bleibt damit weitgehend machtlos gegen die Roma-Raubzüge. ○

Die Tricks der Roma-Sippe Lakatosz

Eine undurchsichtig organisierte polnische Roma-Sippe nimmt seit Jahren mit dem sogenannten Enkeltrick ältere Leute systematisch aus. Der Kölner Polizist Joachim Ludwig kennt die Familienmitglieder und verfolgt sie. *Von Christoph Landolt und Christoph Kniel (Bild)*



Ein Anflug von Ärger: Ermittler Ludwig.

«Hallo Lisel! Wie geht es dir?»

«Gut. Aber wer ist da?»

«Errätst du das nicht? Denk mal nach, wen du in Deutschland kennst.»

«Bist du das, Wolfgang?»

«Siehst du, du hast es ja doch erraten. Hör mal, Lisel, ich bin grad in Zürich und hab ein kleines Problem.»

Es ging um eine Eigentumswohnung, die Wolfgang kaufen wollte. Bis 13 Uhr musste die Anzahlung über 80 000 Franken da sein, sonst wäre der Handel gescheitert. Liselotte Vogt (Name geändert) wollte ihrem deutschen Cousin helfen und ging zur Bank. Die Schaltermitarbeiterin war misstrauisch, fragte, wofür sie denn so viel Bargeld brauche. «Das ist doch meine Privatsache», ärgerte sich die 87-Jährige.

Vier Tage später fragt sich Liselotte Vogt, warum sie so lange nichts gemerkt hat. «Natürlich habe ich schon vom Enkeltrick gehört.» Ein Licht

ging ihr aber erst auf, als am verabredeten Treffpunkt ein Mann wartete, der einen dunklen Teint hatte und kaum Deutsch sprach. Im letzten Moment machte Vogt auf dem Absatz kehrt.

Erfinder der dreisten Methode

Wer zum Beispiel Liselotte heisst, ist mit einiger Wahrscheinlichkeit im Rentenalter und somit im Visier der Enkeltrickbetrüger. Sie geben sich als Verwandte oder Bekannte aus, immer brauchen sie sofort Geld. In den letzten Wochen häuften sich in der ganzen Schweiz entsprechende Polizeimeldungen. Die Baselbieter Kantonspolizei warnte gar vor einer neuen Welle von Enkeltrickbetrügereien. Tage zuvor hatte eine Rentnerin aus Füllinsdorf BL einer Unbekannten 80 000 Franken übergeben; in Birsfelden wurde ein Mann um 60 000 Franken betrogen.

Kriminalhauptkommissar Joachim Ludwig kennt sich aus mit Trickbetrügern. Er sitzt

hinter seinem Pult im Betrugsdezernat der Kölner Polizei. Hinter ihm hängt der quadratmetergrosse Stammbaum der Familie Lakatosz, einer Roma-Sippe aus Polen. Er ist weit verzweigt und komplex, denn Cousins heiraten Cousinen, der Onkel ist oft auch der Schwager. Alle sind sie fein säuberlich aufgeführt, mit dem Namen aus dem Pass und dem Rufnamen. Ihre Heimat ist kein Ort, sondern dort, wo die Familie ist, und die ist über ganz Europa und die USA verstreut. In der Mitte der Sippe steht Arkadiusz Lakatosz – der Erfinder des Enkeltricks.

Zeugenaussagen, Verhöre, abgehörte Telefone haben Kommissar Ludwig aufgezeigt, wie diese perfide Technik, mit der Senioren abgezockt werden, erfunden wurde: Es muss an einem Tag im Jahr 1999 in Hamburg gewesen sein, als Arkadiusz Lakatosz wieder einmal bei älteren Leuten anrief, um ihnen ein wertloses Stück Plastik als teuren Orientteppich anzudrehen. Es ist eine der Maschen, mit denen die Familie, die seit den achtziger Jahren in Deutschland aktiv ist, Rentner um ihr Geld bringt. Der Greis, der abnimmt, will aber nicht glauben, dass ein befreundeter Teppichhändler dran ist. «Erzähl doch keinen Blödsinn, Jürgen. Ich weiss, dass du es bist.» Also liess Arkadiusz Lakatosz den Teppich weg und spielte mit. Jürgen, der Enkel in Geldnöten, war geboren und mit ihm der Enkeltrick.

In den nächsten Monaten perfektioniert Lakatosz die Masche, zusammen mit seinem Bruder Adam. Zu Beginn sitzen sie in einer Wohnung und rufen Menschen an, die in der Nähe wohnen. Inzwischen operieren sie nur noch grenzüberschreitend.

«Die Lakatosz-Familie ist für jeden Enkeltrickbetrug verantwortlich», sagt Ludwig. Er kennt den Clan seit Jahren. Bereits in den neunziger Jahren war Ludwig Mitglied einer Sondereinheit der Kölner Polizei, die sich Verbrechen gegen ältere Menschen widmet. Als die Familie vom Teppichtrick auf den Enkeltrickbetrug umgestellt, folgt er ihr. Sein enges Büro verlässt Ludwig, den seine Kollegen scherzhaft «Zigeuner-Lude» nennen, nur selten, die meiste Zeit verbringt er hinter dem Telefon und vor dem Computer. Seine wichtigste Waffe sind ellenlange Excel-Tabellen, voll mit Zahlenfolgen. Es sind Funkzellendaten von Mobilfunkantennen, auf denen detailliert festgehalten ist, von wo aus wann und wie lange auf welche Nummer telefoniert worden ist. Ludwig scrollt nach unten, zeigt auf eine Reihe

von dicht aufeinanderfolgenden Anrufen, die von einem Handy auf eine polnische Festnetznummer getätigt worden sind. «Nur ein Enkeltrickbetrüger ruft in einer Stunde zwanzigmal dieselbe Nummer in Polen an.»

So handelt sich Kommissar Ludwig von einer Nummer zur andern, den Tätern, die ihre SIM-Karten ständig wechseln, dicht auf der Spur. «Unterwegs sind sie immer zu zweit», erklärt Ludwig. Der eine ruft an, der andere fährt. Die wichtigste Rolle spielen aber die Anrufer, in der Roma-Sprache Keiler genannt. Ludwig schätzt ihre Zahl auf zwanzig bis dreissig. Die Keiler sitzen irgendwo in Polen, geschützt durch ein Bürokratie Dickicht, das die grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Polizisten verhindert.

Rentner wird es immer geben

Dank Ludwigs Akribie gelingt es der Kölner Polizei immer wieder, «Abholer» festzunehmen. Anders als die Mafia sei der Lakatosz-Clan nicht hierarchisch aufgebaut, sondern ein loses Netzwerk. Aus Verhören und abgehörten Anrufen ist bekannt, dass es häufig die Abholer sind, die durchgeben, welches Gebiet telefonisch bearbeitet werden soll.

Auf seinem Bildschirm zeigt der Polizist Fotos und Videos, auf denen zu sehen ist, wo das ergaunerte Geld offenbar hinfließt: eine prunkvolle Marmorgrabstätte auf einem ärmlichen polnischen Friedhof, die einem Lakatosz gehört. Tiefergelegte BMWs. Riesige Bankette, bei denen für jeden Gast eine Champagnerflasche bereitsteht. Clanmitglieder in dunklen Anzügen, die Notenbündel in die Kamera halten – die Ersparnisse eines Rentners.

Ist dieser Anblick für einen Fahnder nicht frustrierend? Für Joachim Ludwig ist das die falsche Frage. «Ich sehe nicht ein, warum mein Leben von denen auch noch beeinträchtigt werden sollte.» Generationen von Polizisten hätten die Kriminalität bekämpft, trotzdem gebe es sie noch, erklärt er ruhig. In den zwölf Jahren, die ihm bis zu seiner Pensionierung bleiben, will er weiterkämpfen.

Ein Anflug von Ärger ist zu spüren, wenn Ludwig über Politiker, Richter und Datenschützer spricht, die das Problem unterschätzten. Er kritisiert auch Psychologen, die in Interviews erzählen, die Opfer gehörten einer aussterbenden Generation an, der Folgsamkeit eingedrillt worden sei. «Das hat nichts mit Autoritätsgläubigkeit zu tun, sondern schlicht und einfach mit Demenz.» Der Polizist glaubt, dass es eines Tages auch ihn treffen kann. Er hat ein zweites Mal gebaut: ein Generationenhaus, im Erdgeschoss hat es Platz für ihn und seine Frau, im oberen Stock könnten Kinder oder Pflegepersonal wohnen. Ludwig ist überzeugt, dass die Kriminalität gegen Senioren stark zunehmen wird, aus demografischen Gründen, aber auch dank Spezialisten wie der Lakatosz-Familie. «Rentner sind für sie eine regenerative Ressource.» ○

Verbrechen

«Tendenz steigend»

Die Enkeltrickbetrüger erbeuten in der Schweiz pro Jahr knapp zwei Millionen Franken. Die Gerichte urteilen mild.



«Meisterwerke der Kriminalität»: «Enkel».

2001 kam es in der Schweiz zu ersten Fällen von Enkeltrickbetrug. Seither haben die Fälle kontinuierlich zugenommen. 2009 zählte die Berner Kantonspolizei, die für die nationale Statistik verantwortlich ist, 71 Fälle. 2011 waren es 46. «Im Moment», sagt Christa Lüthi, die Chefin des Dezernats für Wirtschaftskriminalität, «ist die Tendenz wieder steigend.» Die Berner Kantonspolizei geht davon aus, dass die Dunkelziffer um ein Vielfaches höher ist.

Die Schweiz ist für die Enkeltrickbetrüger ein guter Boden. Die Beute ist enorm. Zwischen 2009 und 2011 erschwindelte die Lakatosz-Bande insgesamt 5,1 Millionen Franken. Somit wird im Schnitt jede Woche ein Rentner um 35 000 Franken betrogen.

Für die Täter ist das Risiko klein. 2009 nahmen die Schweizer Polizeikorps elf Täter fest, bis 2011 sank die Zahl der Verhaftungen auf sieben. In der Regel kommen die Täter glimpflich davon:

– Im November 2011 sprach das Richteramt Solothurn-Lebern einen 22-jährigen Roma, der einen 77-jährigen Rentner betrügen wollte, der vollendeten Gehilfenschaft zum versuchten gewerbemässigen Betrug schuldig. Obwohl gegen den Täter in Deutschland wegen des gleichen Delikts ermittelt wird, kam er mit fünf Monaten Gefängnis davon.

– Gnädiger bestraft wurde die 32-jährige «Notarin» eines «Bekanntens», die einen ehemaligen Bankdirektor aus Adliswil um ein Haar um 120 000 Franken erleichtert hätte. Das Bezirksgericht Horgen verurteilte die polnische Roma-Frau zu einer bedingten Geldstrafe von 120 Tagessätzen

à 30 Franken sowie einer Busse von 500 Franken. Die Staatsanwaltschaft ging in Berufung, woraufhin das Zürcher Obergericht die Strafe verschärfte – auf sieben Monate Gefängnis bedingt.

– Bereits im Jahr 2009 liess das Zürcher Obergericht Milde walten, indem es ein erstinstanzliches Urteil bestätigte: Eine 28-Jährige, die zusammen mit ihrem Liebhaber neun Menschen um 400 000 Franken geprellt hatte, wurde zu 21 Monaten bedingt verurteilt. Ihr Kumpane, ein 39-jähriger Rom mit deutschem Pass, bekam als Haupttäter 30 Monate bedingt. Er verzichtete auf Berufung.

Papierschnitzel statt echten Geldes

Für den Zürcher Strafverteidiger Valentin Landmann sind die Strafen «lächerlich tief». Die Gerichte beurteilten Enkeltrickbetrug als Kleinkriminalität. «Dabei sind die Geschichten, die die Betrüger auf-tischen, elaborierte Meisterwerke der Kriminalität.» Um die Täter für ein schwereres Delikt als Beihilfe zum versuchten Betrug verantwortlich zu machen, müssten die Polizisten entschlossener ermitteln. Die sogenannte rückwirkende Teilnehmeridentifikation, so Landmann, könne dazu dienen, die Zusammenarbeit zwischen den Clanmitgliedern nachzuweisen. Erfahrene Ermittler bestätigen aber, dass in der Schweiz kaum je Telefondaten geprüft werden.

In die Hände arbeitet den Betrügern, dass sie praktisch ausschliesslich dann festgenommen werden, wenn wachsame Opfer zum Schein auf die Forderungen eingehen und ihnen dann gemeinsam mit der Polizei eine Falle stellen. Anstatt echten Geldes erhalten die Betrüger Papierschnitzel – somit ist der Betrug nicht erfolgreich. Die Strafverfolger können somit nur auf versuchten Betrug plädieren, weshalb das Strafmass niedriger ausfällt.

Die Schweizer Polizeikorps versuchen, die Rentner mittels Flyern und Medienmitteilungen über die drohende Gefahr aufzuklären. Der Kölner Enkeltrick-Experte Joachim Ludwig hält davon wenig. In den letzten Jahren habe er kein einziges Opfer angetroffen, das nicht schon einmal vom Enkeltrick gehört habe. «Sie wissen es. Sie haben es in diesem Moment einfach gerade vergessen.» *Christoph Landolt*



Ihr Gutschein über
50,- CHF*

Sichern Sie sich 50,- CHF Preisvorteil während der
eyecode Aktionswochen
vom 01.03. bis 31.05.2012

*gültig im Aktionszeitraum für ein Brillenglaspaar mit eyecode

SEHVOLUTION!

Mit eyecode unübertroffen präzise sehen

Und das auf jede Entfernung und ganz entspannt – welcher Brillenträger träumt nicht davon? Die revolutionäre eyecode Technologie macht es möglich. Die eyecode Messung bestimmt exakt Ihren persönlichen Augendrehpunkt, der so individuell ist wie Ihr Fingerabdruck. Eyecode ist die Voraussetzung für Brillengläser, mit denen Sie perfekt sehen können. 100% Zufriedenheit garantiert.

Werden Sie Besserseher: Lassen Sie jetzt Ihren persönlichen eyecode messen!

Essilor – weltweit führender Hersteller von Brillengläsern und Erfinder des Varilux Gleitsichtglases

eyecode™
an essilor technology

VARILUX®
an essilor lens

Die besten Adressen für perfektes Sehen – eyecode Experten in Ihrer Nähe:

Westschweiz (Süd)

Sensler Optik, Thunstr. 3, 1712 Tafers

Bern/Oberwallis

Heinzelmann Optik Bern, Waaghausgasse 5, 3011 Bern • **Wallimann Optik**, Bernstr. 24, 3053 Münchenbuchsee • **Roder Optik**, Bahnhofplatz, 3123 Belp • **Volz Brillen & Kontaktlinsen**, Bernstr. 4, 3150 Schwarzenburg • **Visuell Optic**, Bahnhofstr. 1, 3210 Kerzers • **messer augenoptik**, Stadtplatz 19, 3270 Aarberg • **Visuell Optic**, Bernstr. 30, 3280 Murten • **Probst Optik**, Waaghaus, Marktgasse 17, 3601 Thun

Region Basel

Ramstein Optik, Sattelgasse 4, 4001 Basel • **Beyeler Optik**, Theaterstr. 9, 4010 Basel • **Bloch Optic**, Wydehof, Laufenstr. 4, 4226 Breitenbach • **Optik Bloch**, Schulstr. 2, 4436 Oberdorf • **Optic Clavadetscher**, Ochseneggasse 2, 4460 Gelterkinden

Region Aarau

Schmid AG - Optik, Hauptstr. 67, 5070 Frick • **Augenoptik Kuhn**, Josefshof, Theaterplatz 1, 5400 Baden

Zentralschweiz

Central Optic Luzern, Hertensteinstr. 47, 6000 Luzern • **Hüsser Optik**, Waldstätterstr. 10, 6002 Luzern • **neuseh'land Optik**, Seehofstr. 7, 6004 Luzern • **Steffen Optik**, Menznauerstr. 19, 6110 Wolhusen • **Kupper Optik**, Unterstadt 14, 6210 Sursee

Graubünden

Kim Optik, Maiefelderstr. 2, 7310 Bad Ragaz

Zürich/Thurgau

Burri Optik, Limmatquai 4, 8000 Zürich • **Burri Optik**, Uraniastr. 22, 8001 Zürich • **Gautschi Optik Zürich**, Uraniastr. 7, 8001 Zürich • **Nielsen Optik**, Bleicherweg 5, 8001 Zürich • **Sehfelder**, Theaterstr. 6, 8001 Zürich • **VIS-U-LENS**, Löwenplatz, 8001 Zürich + Oerlikon Marktplatz, 8050 Zürich • **Niederer Optik**, Bleicherweg 44, 8002 Zürich • **He Optik**, Am Meierhofplatz, Limmattalstr. 168, 8049 Zürich-Höngg • **Peter & Bosshard**, Edisonstr. 20, 8050 Zürich • **Wyss Optik**, Im Schwamedingerhuus, Saatlenstr. 12, 8051 Zürich • **Angst Optik**, Kasernenstr. 10, 8180 Bülach • **Optik-Team**, Winterthurerstr. 6, Herdernpark, 8360 Eschlikon • **Bischofberger-Optik**, Oberer Graben 40, 8402 Winterthur • **Optic 2000 Vogt Optik Volki-Land**, Industrie-str. 1, 8604 Volketswil • **Optic 2000 Markus Nievergelt**, Zürcherstr. 25, 8730 Uznach • **Augenweide**, Gerbestr. 1, 8820 Wädenswil • **Optic 2000 Nievergelt Optik GmbH**, Glarnerstr. 25, 8854 Siebnen • **Auer Augenoptik**, Ulitikonstr. 8, 8952 Schlieren

Ostschweiz

Gubser Optik, Bahnhofstr. 12, 8880 Walenstadt • **Viegner Optik**, Schmiedgasse 35, 9001 St. Gallen • **Engel Optik**, Engelgasse 5, 9050 Appenzell • **Hablützel Optik**, Novaseta, St. Gallerstr. 17, 9320 Arbon • **Federer Augenoptik**, Grünastr. 25, 9471 Buchs • **Optik Dudli**, Friedtalweg 5, 9500 Wil





Grosser Charismatiker: SRG-Generaldirektor de Weck.

Mission de Weck

Das Schweizer Fernsehen weist die schlechtesten Zuschauerzahlen seiner Geschichte aus. Derweil missioniert Generaldirektor Roger de Weck für einen weiteren Ausbau der SRG. Er sieht dabei nur noch zwei Sorten von Menschen: jene, die für ihn, und jene, die gegen ihn sind. *Von Rico Bandle*

Es ist die Pose, die Roger de Weck am besten gefällt: Tief im Sessel zurückgelehnt, erklärt er dem Publikum mit sanfter Stimme, was guter Journalismus ist. Und vor allem auch, was schlechter Journalismus ist. «Die Stilmittel des Boulevards und des Populismus sind ganz ähnlich», sagt er. Das Publikum im vollen Theater Neumarkt im Zürcher Niederdorf hängt ihm an den Lippen. Wie so oft bei Podien mit Roger de Weck dominiert der eloquente SRG-Mann die Runde.

Boulevard und Populismus sind tatsächlich verwandt. Beides sind Kampfbegriffe, mit denen andere desavouiert werden sollen und die de Weck gerne und oft verwendet. Populisten, das sind immer die andern, dasselbe gilt beim Boulevard, den auch immer nur die andern machen.

Roger de Weck teilt die Welt in zwei Hälften auf: Auf der einen Seite sind die «Weltoffe-

nen», die «Lösungsorientierten», die die Schweiz vorwärtsbringen, auf der anderen Seite die «Demagogen», die «Isolationisten», die den Staat schwächen und seine Institutionen zerstören wollen. Hier die Guten, dort die Bösen. De Wecks Kampf für die SRG ist von diesem Weltbild geprägt: Wer nur schon Vorbehalte gegen einen weiteren Ausbau anmeldet, hat sich mit den Bösen, den Staatszerstörern, verbündet. Und sein Kampf befindet sich gerade in einer entscheidenden Phase: In den nächsten Wochen dürfte der Bundesrat entscheiden, ob das Werbeverbot für die Internetseiten der SRG aufgehoben wird. De Weck macht daraus eine Überlebensfrage, nicht nur für die SRG, sondern für die Schweiz.

Schon als Zeitungsjournalist offenbarte Roger de Weck missionarische Züge – wie alle guten Journalisten. Doch seit er am 18. Mai 2010 im Berner Paul-Klee-Zentrum von einer

grossen Mehrheit der SRG-Delegierten zum Generaldirektor gewählt wurde, hat sich diese Neigung noch verschärft. Gegen aussen gibt er sich einfühlend, eloquent; ist allerdings jemand nicht seiner Meinung, reagiert er gehässig, beleidigt, verweigert er zum Teil sogar das Gespräch. Seinen Gegnern wirft er vorzugsweise Ahnungslosigkeit vor. «Ich wäre gerne ein Neoliberaler, weil man ohne Sachkenntnis alles beurteilen kann», sagte er kürzlich an einer Veranstaltung. Damit macht er genau das, was er seinen Gegnern, den «Populisten», vorwirft: vereinfachen und verunglimpfen.

Gegenüber Personen, die sich seiner Mission in die Quere stellen, kann er laut und unflätig werden. Die *Weltwoche* weiss von zwei langjährigen Fernsehleuten, die von Roger de Weck beschimpft wurden, weil sie sich öffentlich gegen die Expansionspolitik der SRG aussprachen. Auf der falschen Seite zu stehen, verzeiht

er nicht. Seine grösste politische Gegnerin, die SVP-Nationalrätin Natalie Rickli, soll er gar schon einmal via ihren Arbeitgeber kaltzustellen versucht haben. Klaus Kappeler, der CEO des Werbevermarkters Goldbach Media und Arbeitgeber Ricklis, schilderte letzten Oktober dem *Tages-Anzeiger* de Wecks Vorgehen: «Er [de Weck] hat mir gesagt: «Ich bringe Goldbach ins Spiel im Zusammenhang mit Frau Rickli, um euch unter Druck zu setzen. Wenn sich Goldbach nicht öffentlich von Rickli distanzieren werde ich immer Goldbach ins Spiel bringen. Ich weiss, es gibt keinen Zusammenhang, aber ich mache es trotzdem.» Ist beim Lobbying jedes Mittel erlaubt? De Weck wollte gegenüber der *Weltwoche* keine Stellung nehmen.

Amigo-Politik

Bei seinen vielen öffentlichen Auftritten punktet de Weck mit seinem Charisma, seiner Noblesse, in der man seine aristokratische Herkunft zu erkennen glaubt. Wenn de Weck vor versammeltem Publikum feurig einen Appell für die SRG und deren Bedeutung für die Schweiz vorträgt, begeistert er ganze Säle. Insbesondere bei der urbanen Intelligenzija findet er nahezu uneingeschränkte Verehrung. Seine Überzeugungskraft geht so weit, dass nach seiner Wahl zum SRG-Generaldirektor einige weibliche Delegierte Tränen in den Augen gehabt haben sollen, wie die Zeitung *Der Sonntag* schrieb.

Im persönlichen Gespräch zeigt sich de Weck neugierig, er hört aufmerksam zu, mit ihm kann man spannende Gespräche führen – und dazu erst noch guten Wein trinken. Er weiss um seine Ausstrahlung und setzt diese auf seiner Mission gezielt ein. Unentwegt lädt er Entscheidungsträger und Journalisten ein und versucht sie bei gutem Essen von seinen Anliegen zu überzeugen. Mit grossem Erfolg. Im Parlament hat er die Mehrheit auf seiner Seite, ebenso die Medienministerin Doris Leuthard.

Der geschickteste Schachzug gelang ihm zu Beginn seiner Amtszeit, als er dem schärfsten SRG-Kritiker des Landes, Roger Schawinski, eine Talkshow anbot. Schawinski machte in der Folge eine wundersame Bekehrung zum engagierten SRG-Verteidiger durch. Auch der umtriebige Chefredaktor der Zeitung des *Sonntags*, Patrik Müller, erhält demnächst einen Moderatorenjob im Schweizer Fernsehen. De Weck ist im Beirat in dem von Müller organisierten Swiss Media Forum, im Gegenzug kommt Müller beim Schweizer Fernsehen auf den Bildschirm – diese Verbandlung sorgt auch bei Mitarbeitern des Schweizer Fernsehens für Unmut.

De Weck spricht gerne vom Service public und dem Zusammenhalt des Landes, zugleich verweigert er sich jenen Leuten, deren Haltung ihm nicht genehm ist. Im Bundeshaus sucht er beispielsweise mit allen Parlamentariern das Gespräch – zahlreiche Politiker aus

dem rechten Parteienspektrum lässt er aber konsequent aus. Das passt nicht nur schlecht zur eigenen Rhetorik, sondern widerspricht auch dem Auftrag der SRG. Laut Konzession ist die SRG der «Förderung des Verständnisses, dem Zusammenhalt und dem Austausch unter den Landesteilen, Sprachgemeinschaften, Kulturen, Religionen und den gesellschaftlichen Gruppierungen» verpflichtet.

Die SRG ist in den letzten 30 Jahren rasant gewachsen. Die Anzahl Radioprogramme stieg von 7 auf 16, die Anzahl Fernsehprogramme von 3 auf 7. Anstatt sich auf die Kernaufgabe zu konzentrieren, nämlich zu informieren,

Insbesondere bei der urbanen Intelligenzija findet de Weck nahezu uneingeschränkte Verehrung.

das kulturelle Leben abzubilden und sogenannte identitätsstiftende Sendungen anzubieten, will die SRG jede Nische abdecken – und lässt den Privaten ausserhalb des Lokalbereichs keine Chance. Die SRG kann dabei auf einen unaufhörlich wachsenden Geldstrom zählen: Dank der Bevölkerungszunahme erhöhten sich die Gebühreneinnahmen seit 2002 durchschnittlich um 15 Millionen Franken pro Jahr. Eine gemütliche Situation: Die Gebühreneinnahmen steigen, obwohl sich das Fernsehpublikum zunehmend abwendet. Mit den 23 Fernseh- und Radiosendern geben



Job für den schärfsten Kritiker: Schawinski.



Verbandlung: Sonntag-Chefredaktor Müller.



«Mehr Einordnung»: eigene Leute als Experten.

sich die SRG-Verantwortlichen aber längst nicht zufrieden: SRF-Direktor Rudolf Matter verbreitete in einem Interview den Wunsch nach einem eigenen Sportkanal, und Roger de Weck setzt alle Hebel in Bewegung, im Internet werben zu dürfen und das Online-Angebot weiter auszubauen: Er weibelt und lobbyiert ununterbrochen, die SRG organisiert Anlässe für Politiker und Parteien und hat mit Furrer, Hugi & Partner ein privates PR-Büro zur Unterstützung engagiert.

Da sich im Internet die Angebote von Fernsehen und Zeitung kaum unterscheiden, befürchten die privaten Zeitungsverleger, von der SRG an die Wand gedrückt zu werden. Schon jetzt produziert die SRG auf ihren Online-Portalen ein Angebot, das einer elektronischen Zeitung gleichkommt, inklusive Textnachrichten. Die Gefahr, dass die SRG private Anbieter dank Gebührenmillionen aus dem Markt verdrängt, ist real. De Weck gefährdet damit ausgerechnet die Qualitätszeitungen, die er sonst so hochhält.

Prediger der Abschottung

Bei dieser Auseinandersetzung zwischen Verlegern und SRG agiert de Weck äusserst schlau: Er bietet den Verlegern eine Zusammenarbeit an, erklärt die Angelegenheit als existenziell für die gesamte Schweizer Medienlandschaft. Nur vereint könnten die Schweizer Medien bei der Online-Werbung gegen die übermächtige Konkurrenz aus dem Ausland wie Google oder Facebook überleben. Der glühende Befürworter eines EU-Beitritts plädiert plötzlich für Abschottung: Die SRG und die privaten Verleger sollen sich in eine Art Medien-Réduit zurückziehen, um die Angriffe aus dem Ausland zu parieren.

Geht es de Weck bei diesem Angebot wirklich um das Wohl der SRG und des Landes? Oder steht doch sein Verlangen nach einer prominenten Stellung im Zentrum der Macht im Vordergrund? Zieht man die Konsequenz von de Wecks Wunschscenario in Betracht, so tendiert man zu Letzterem: Bei einer engeren Kooperation mit den Verlegern stünde die gesamte Schweizer Medienlandschaft unter seiner Schirmherrschaft. Bereits als Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* strebte er nach höheren Weihen, nach grösserem Einfluss: Er wollte das Zürcher Blatt zu einer nationalen Zeitung ausbauen – bis das Projekt von der Geschäftsleitung gestoppt wurde.

Die Verleger werden der SRG zu einer solchen Zusammenarbeit kaum Hand bieten. Dass das Werbeverbot der SRG aber – wohl mit gewissen Einschränkungen – aufgehoben werden wird, ist bei der heutigen Zusammensetzung des Bundesrats wahrscheinlich. Die drei Frauen und Alain Berset dürften eher SRG-freundlich gestimmt sein.

Gegen innen nimmt Roger de Weck so viel Einfluss wie kaum ein Generaldirektor vor ihm.



Politische Gegnerin: SVP-Frau Rickli.

Dass er im publizistischen Bereich dreinredet, gehört zwar nicht zum Kernauftrag eines Generaldirektors, ist ihm aber erlaubt. «Im Interesse des Unternehmens kann er [der Generaldirektor] auch Einzelweisungen in Programmfragen erteilen», steht in den SRG-Statuten.

Ehemalige Untergebene de Wecks beim *Tages-Anzeiger* (de Weck war von 1992 bis 1997 Chefredaktor) beschreiben seinen Führungsstil als jovial, er habe viele Ideen, sei ein guter Motivator. Doch auch bei den Mitarbeitern könne er nicht damit umgehen, wenn jemand in grundlegenden Fragen politisch nicht gleicher Meinung sei. Er spreche die Konfliktpunkte aber nie direkt an, sondern zeige subtil sein Missfallen. «Bei ihm weiss man nie genau, woran man ist», sagen übereinstimmend mehrere Leute, die mit ihm gearbeitet haben.

Dies deckt sich mit Schilderungen von SRF-Mitarbeitern: De Weck verbreite seine Handschrift weniger durch direkte Anweisungen, sondern durch den vorausseilenden Gehorsam, der durch seine unverbindliche Art befördert werde.

Im Programm des Schweizer Fernsehens macht sich de Wecks Einfluss an verschiedenen Stellen bemerkbar: Die «Arena» wurde umgebaut und ist auf weniger Konfrontation angelegt. Die Kultur hat beim Schweizer Fernsehen einen weit höheren Stellenwert erhalten, nicht nur durch die bessere Platzierung der Sendung «Kulturplatz», sondern auch durch eine zunehmende Anzahl Beiträge zur Hochkultur in den Nachrichtensendungen. Die «Tagesschau» und «10 vor 10» kommen de Wecks Forderung nach «mehr Einordnung» nach, indem zunehmend eigene Redaktoren interviewt werden, neuerdings treten auch Radioredaktoren als Experten im Fernsehen auf. Dass die Chefredaktorin des Schweizer



«Enthusiasmus überall»: SRF-Direktor Matter.

Radios sagt, sie wolle in diesem Jahr «die neuen kleinen Mitteparteien besonders sorgfältig verfolgen», passt perfekt zur Bestrebung de Wecks, ideologisch die Mitte zu stärken, anstatt die gesamte Breite abzubilden, wie von der Konzession gefordert.

Organisatorisch bleibt die Zusammenführung von Radio und Fernsehen die wichtigste



Höherer Stellenwert: «Kulturplatz».



Weniger Konfrontation: «Arena».



Bringt Quote: Sport im Schweizer Fernsehen.

Baustelle bei der SRG. Damit will man in der Verwaltung aber auch im publizistischen Bereich Doppelspurigkeiten abbauen. Doch insbesondere bei den Redaktionen zeigt sich: Anstatt dass die Organisation einfacher geworden wäre, hat die Bürokratie weiter zugenommen, was im Organigramm durch eine zusätzliche Hierarchiestufe augenfällig wird.

Was er gut macht

Wie aufgebläht und komplex die Organisation geworden ist, sei anhand der Literaturredaktion von Radio DRS dargestellt. Mit zwölf Redaktoren umfasst die Literaturabteilung gemäss Impressum mehr feste Mitarbeiter als das gesamte Feuilleton der NZZ. Die Redaktoren sind einer Redaktionsleiterin unterstellt, diese wiederum muss an einen Bereichsleiter rapportieren. Über dem Bereichsleiter stehen noch die SRF-Kulturchefin Nathalie Wappler und SRF-Direktor Rudolf Matter. Hinzu kommt ein weiterer Hierarchiestrang: Auch die Tagesverantwortlichen von DRS2 und die Programmleiterin reden bei der DRS-Literaturredaktion mit.

Die Bürokratie ist in allen Abteilungen enorm. Spricht man mit SRF-Mitarbeitern, so hört man immer wieder die Klage: Man wisse nie genau, wer nun die Verantwortung trage.

SRF-Direktor Rudolf Matter ist über die Fortschritte der Fusion dennoch «hoherfreut», wie er dem Branchenportal Kleinreport.ch sagte: «Wir hatten viel mehr interne Probleme erwartet und sind überall auf Enthusiasmus gestossen.» Derselbe Rudolf Matter sprach auch von einem «Erfolg», als er kürzlich die schlechtesten Zuschauerzahlen der Geschichte des Schweizer Fernsehens präsentierte. Insbesondere SF2 findet, abgesehen von den Sportübertragungen, nur noch wenig Zuspruch.

Eine Hauptkritik an der Wahl Roger de Wecks zum Generaldirektor erweist sich bislang als unberechtigt: dass er die Finanzen nicht in den Griff kriegen würde. De Weck war vom *Tages-Anzeiger* der Ruf vorausgeeilt, Geld mit grosser Kelle auszugeben. Zwar wurde das Ergebnis noch nicht präsentiert, doch nach vier defizitären Jahren dürfte die SRG 2011 erstmals wieder schwarze Zahlen geschrieben haben. Auch dass er mit der aggressiven Mediengewerkschaft SSM im Clinch liegt und nicht gleich bei allen Forderungen nachgibt, zeigt, dass ihm die Finanzen wichtig sind.

Er weiss: Hohe Defizite machen ihn angreifbar. Schlechte Zuschauerzahlen allerdings oder die Proteste gegen die Abschaffung der jahrzehntealten Marke DRS für das Radio sind für ihn ungefährlich. Hierfür kann er dem SRF-Direktor Rudolf Matter die Verantwortung zuschieben.

Ein Generaldirektor ist auf unbestimmte Zeit gewählt. Und de Weck hat so lange darauf hingearbeitet, eine mächtige, staatsmännische Rolle im Land zu kriegen, dass er diese nicht so rasch wieder aufgeben wird. ○

Aufseher im Machtrausch

Für Finma-Direktor Patrick Raaflaub wäre die Abwanderung des Vermögensverwaltungsgeschäfts aus der Schweiz kein Problem. Mit markigen Worten und immer neuen Regulierungen gefährdet die Aufsichtsbehörde den Finanzplatz. Von Florian Schwab



Eine Art Sheriff: Finma-Chef Raaflaub.

«Der Abfluss von ausländischen Kundenvermögen wäre für die Schweiz keine nationale Tragödie»: Mit dieser Aussage liess sich Finma-Direktor Patrick Raaflaub auf dem englischsprachigen Finanznachrichten-Portal Bloomberg News zitieren. In der Branche ist man alarmiert. Hinter vorgehaltener Hand sprechen Bankiers von einer «Grenzüberschreitung» und von einem Klima der Verunsicherung. Die beiden Grossbanken UBS und Credit Suisse wollen sich nicht einmal im vertraulichen Gespräch äussern, obwohl sie von einer Schrumpfkur besonders betroffen wären. Zu gross scheint die Angst, den Zorn der Regulierungsbehörde auf sich zu ziehen. Auch kleinere Banken möchten sich nicht mit der Finma anlegen: «Sie müssen verstehen, dass die Finma jede Bank kaputt machen kann, wenn sie will», sagt ein seit Jahrzehnten im

Bankwesen tätiger Unternehmer. Es sind Szenen einer harten Auseinandersetzung zwischen Banken und Finma, die seit Monaten schwelt und die der Finma-Chef neuerdings in der Öffentlichkeit eskalieren lässt.

Hochumstrittene Forderungen

In den inländischen Medien macht Raaflaub mit politischen Forderungskatalogen auf sich aufmerksam. Unzeitgemäss, so der Finma-Direktor in einer Pressekonferenz am 27. März, sei «ein Rechtsrahmen, der Steuerhinterziehung erlaubt». Das Bankgeheimnis bezeichnete er bereits früher als «Geheimniskrämerei». Noch vor fünf Jahren wäre er durch eine solche Aussage im Amt untragbar geworden.

Es brauche, so Raaflaub weiter, ein radikales Umdenken, denn «der Trend geht international und weltweit klar in Richtung eines stärkeren



Regulierungsmaschine: Widmer-Schlumpf.



«Viel komplizierter»: FDP-Nationalrat Noser.

ren Austauschs von Informationen». Der *Sonntagszeitung* sagte er deutlich, was er mit «Informationsaustausch» meint: Die Schweiz müsse «ausländischen Steuerbehörden einen grosszügigeren Zugang zu Bankkundendaten» gewähren und «die Doppelbesteuerungsabkommen weit auslegen und zum Beispiel Gruppenanfragen zulassen».

Das sind politisch hochumstrittene Forderungen, die mit der Finma nur am Rande zu tun haben. Die Finma ist als Aufsichtsbehörde für die trockene Aufgabe zuständig, zu überwachen, dass sich die Banken an den geltenden Rechtsrahmen halten. Dazu würde beispielsweise die Umsetzung der Steuerabkommen auf technischer Ebene gehören, sollten sie dereinst in Kraft gesetzt werden. Es ist aber nicht die Aufgabe der Finma und ihrer Führungspersonen, die politische Richtung solcher

Abkommen vorzugeben – noch dazu in einer Situation, wo das Abkommen mit Deutschland an einem seidenen Faden hängt.

Trotzdem signalisiert ein führender Schweizer Beamter eine weitgehende Kapitulationsbereitschaft. Passend dazu stellt er in aller Öffentlichkeit die Verkleinerung des Finanzplatzes als unausweichliches, «nicht tragisches» Szenario dar. Der unbedachte bis gefährliche Spruch Raaflaubs zeigt: Bei der Finma hat man die internationale Spitzenposition der Schweiz im Vermögensverwaltungsgeschäft bereits abgeschrieben. Indem er das öffentlich sagt, spielt Raaflaub denjenigen Kräften in die Hände, denen die finanzielle Privatsphäre ein Dorn im Auge ist und die sich derzeit auf die traditionelle Schweizer Rechtsordnung eingeschossen haben.

Erstaunen bei der Bankiervereinigung

Bei den betroffenen Finanzdienstleistern kommt die Offensive des Finma-Direktors gar nicht gut an. Angesichts des öffentlichen Klimas bleibt den angefeindeten Banken aber nur, öffentlich zu schweigen und die Faust im Sack zu machen. Thomas Sutter, als Sprecher der Bankiervereinigung eher auf diplomatische Zurückhaltung geeicht, gibt sich erstaunt, dass eine «Verwaltungsbehörde sich aktiv in die Politik einmischet».

Das Erstaunen bezieht sich nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf die Tonlage und auf den Stil. Dass Raaflaub und seine Leute sich im Gleichklang mit der internationalen Überregulierungswelle bewegen, hat man an der Bahnhofstrasse schon lange registriert. Man ist zumindest von Verbandsseite bereit, sinnvolle zusätzliche Regulierungen in Kauf zu nehmen. Allerdings sollte das, wie die Bankiervereinigung betont, in Zusammenarbeit mit der Branche geschehen. Dazu wäre die Finma laut Gesetz auch verpflichtet. Sie muss «für einen transparenten Regulierungsprozess und eine angemessene Beteiligung der Betroffenen» sorgen.

Stattdessen registrieren die Banken, dass seit der Finanzkrise vermehrt «von oben herab» reguliert wird. Der Finma-Chef betrachtet sich als Sheriff und nicht als Partner der Finanz-

dienstleister mit ihrer hohen volkswirtschaftlichen Wertschöpfung.

Auf kurzem Dienstweg werden die Regulierungen zwischen Finanzdepartement (EFD), Finma (und vermehrt auch SNB) abgesprochen und in die Wege geleitet, wobei die Branche über die genauen Pläne lange im Dunkeln gelassen wird. Der «Swiss finish» der Basel-III-Eigenkapitalvorschriften, der Swiss Solvency Test (SST) für Versicherungen oder auch die *too big to fail*-Bestimmungen: Überall war die Finma massgeblich an der Entstehung beteiligt. Dabei wäre sie laut Gesetz dazu angehalten, «zur Stärkung des Ansehens und der Wettbewerbsfähigkeit des Finanzplatzes Schweiz» beizutragen. Gerne hätte die *Weltwoche* mit Patrick Raaflaub über sein Amtsverständnis gesprochen, doch Finma-Sprecher Tobias Lux wiegelte unter Verweis auf die zahlreichen öffentlichen Einlassungen in den vergangenen Tagen ab. Die Fragen blieben unbeantwortet.

Das Bankgeheimnis bezeichnete Raaflaub bereits früher als «Geheimniskrämerei».

Bürgerliche Kräfte im Parlament haben ob der «Regulierungswut», wie es Nationalrat Ruedi Noser (FDP) ausdrückt, schon fast resigniert: «Wir haben in der Schweiz die Eigenheit entwickelt, die weltweiten Standards zu übernehmen und sie dann noch viel komplizierter zu machen.»

Betrachtet man die Diskussion der vergangenen Monate, dann wird deutlich, dass Raaflaub als Chefbeamter genau auf der Linie von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) argumentiert. Bereits Anfang Jahr stellte sie das Bankgeheimnis in Steuerfragen zur Disposition und liess dabei offen, ob sie das auch auf Schweizer Steuerpflichtige bezog. Wenn Raaflaub für mehr Regulierung, gegen das Bankgeheimnis und für den internationalen Informationsaustausch weibelt, dann liefert er seiner Chefin Argumente. Auf die Pressekonferenz am vorvergangenen Dienstag folgte ein Interview in der *Sonntagszeitung* sowie am vergangenen Montag ein Auftritt in der Fern-

sehsendung «Eco» des Schweizer Fernsehens. Die gutorchestrierte PR-Kampagne hat leichtes Spiel, denn in der Öffentlichkeit gelten die Banken als Hauptschuldige an der Finanzkrise, obwohl die Schweiz sie weit besser gemeistert hat als andere Länder.

Wie der «kurze Dienstweg» funktioniert, lässt sich am Beispiel des «Kundenschutzes» zeigen. In der Europäischen Union sind die Verkäufer von Finanzprodukten verpflichtet, ausufernde Prospekte herauszugeben, während in der Schweiz die Dokumentationspflichten weniger umfangreich sind. Die Bank muss wahrheitsgetreu über das Produkt informieren. Die Risikoabwägung und Entscheidung liegt dann beim Kunden. Der Bankkunde in der EU hingegen unterschreibt eine Erklärung, dass er Hunderte Seiten an Erläuterungen zu einem Fonds zur Kenntnis genommen hat.

Widmer-Schlumpfs Orakel

Diese Art von bürokratisch ausuferndem Kundenschutz soll auch in der Schweiz lanciert werden. Vor einem Monat deponierte die Finma beim EFD ein «Positionspapier». Den Medien sagte Raaflaub: «Wir sind zuversichtlich, dass der Bundesrat dieses Anliegen aufnimmt und dafür sorgt, dass der Rückstand auf das Ausland nicht allzu gross wird.»

Nur einen Tag nach der Finma-Medienkonferenz gab der Bundesrat grünes Licht: «Das EFD wurde beauftragt, in Zusammenarbeit mit dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) und der Finma den Handlungsbedarf vertieft zu prüfen und einen Vernehmlassungsentwurf mit den notwendigen gesetzlichen Grundlagen auszuarbeiten.»

Die gutgeschmierte Regulierungsmaschine im Departement Widmer-Schlumpf funktioniert offensichtlich wie folgt: Chefbeamte wie Patrick Raaflaub legitimieren den vorher politisch vorgegebenen Willen durch ein «Positionspapier». Der Bundesrat lässt sich danach gerne auf die bestellte Handlungsanweisung ein. Innerhalb des eng abgesteckten Rahmens findet eine Vernehmlassung statt. Wer im Voraus wissen möchte, wohin die Politik den Finanzplatz Schweiz zu steuern gedenkt, sollte Patrick Raaflaub zuhören. ○



HUBLOT

CLASSICO ULTRA-THIN
SKELETON KING GOLD

18
81
meister
ZÜRICH

Bahnhofstrasse 33, CH-8001 Zürich, Tel. 044 211 19 33

Mann der Stunde

Michael Lauber hat drei deutsche Steuerfahnder zur Verhaftung ausgeschrieben und damit in Deutschland einen Sturm der Entrüstung, aber auch überraschende Zustimmung ausgelöst. Wer ist der neue Bundesanwalt? Was treibt ihn an? *Von Christoph Landolt*



«Super Typ»: Bundesanwalt Lauber, seit hundert Tagen im Amt.

Die Nachricht aus Deutschland ereilte Michael Lauber, als er auf dem Weg zur «Samstagsrundschau» von Radio DRS war. *Bild am Sonntag* hatte in einer Online-Vorabmeldung berichtet, dass in Düsseldorf ein Rechtshilfebegehren der Schweizer Bundesanwaltschaft eingegangen war. Die Behörde erliess gegen drei Steuerfahnder einen Haftbefehl. Schnell hatte die Boulevardzeitung aufgebracht geäußerte Statements eingeholt, von Nordrhein-Westfalens SPD-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft («Ungeheuerlicher Vorgang») bis zum Vorsitzenden der Deutschen Steuergewerkschaft, Thomas Eigenthaler («Einschüchterungsversuch»).

Nachdem die Deutschen auf mehrere Rechtshilfesuche der Bundesanwaltschaft nicht eingegangen waren, brachte ein Entscheid Laubers die deutsche Empörungsmaschinerie in Gang. Er war es, der vor rund zehn

Tagen die Haftbefehle gegen die Steuerfahnder erlassen hatte. Vielleicht liegt es an seiner Erfahrung aus seiner Liechtenstein-Zeit, dass er am Mikrophon cool blieb. Im Radiostudio wollte der Bundesanwalt Bilanz über die ersten hundert Amtstage ziehen. Lauber sprach dann über die Schwerpunkte der Bundesanwaltschaft, über effizientes Fallmanagement und strategische Verfahrensführung. Besondere Aufregung war ihm nicht anzumerken. Zum Verfahren, das im Nachbarland einen Sturm der Entrüstung auslösen sollte, äusserte sich Lauber nur kurz: «Es besteht der konkrete Verdacht, dass aus Deutschland klare Aufträge gegeben worden sind zum Ausspionieren von Informationen der Credit Suisse.»

Was treibt Lauber an? Was ist vom neuen Chef der Bundesanwaltschaft zu erwarten? Eine Gesprächsanfrage der *Weltwoche* war Lauber zu kurzfristig. Ehemalige Weggefährten

sind sich aber einig: Lauber ist blitzgescheit, zugänglich, selbstkritisch. Legendär ist sein Händedruck, der ihm in der Studentenverbindung das Vulgo «Quetsch» eingebracht hat. Privat ist von ihm bekannt, dass er mit seinem Lebenspartner in Zürich wohnt, mit Yoga entspannt, Arien von Callas, Liebesgedichte von Hesse und Ölgemälde von William Turner mag. Ein Dienstkollege, der unter Korporal Lauber die Panzer-RS absolviert hat, lobt ihn als «super Typ» mit Organisationstalent. Er sei eher apolitisch.

Es sind Eigenschaften, die einem Bundesanwalt gut stehen. Gross sind deshalb die Erwartungen des Parlaments. Sieben Personen standen für den Posten des Bundesanwalts in der engeren Auswahl und wurden von der Gerichtskommission während 40 Minuten angehört. Die Wahl auf Lauber fiel einstimmig aus.

Machtkampf gegen Roschacher

Indizien für die Richtung von Laubers Schaffen bieten seine öffentlichen Stellungnahmen: Lauber argumentiert trocken-sachlich, immer streng juristisch, nicht erkennbar moralisch. Darin unterscheidet er sich von seinen drei Vorgängern Carla Del Ponte, Valentin Roschacher und Erwin Beyeler. Alle drei suchten ihr Heil in spektakulären Anklagen, inszenierten sich als mutige Kämpfer gegen das Böse, das sie an den unmöglichsten Orten am Werk glaubten. Übrig blieb jeweils wenig bis nichts. Eine der Altlasten, die Lauber nun abzutragen hat, das Verfahren gegen den Zürcher Motorradklub Hells Angels zum Beispiel, stammt noch von seinem Vorgänger Roschacher.

Roschacher und Lauber heuerten beide 1995 beim Bund an, der eine leitete die Zentralstelle zur Bekämpfung des Drogenhandels und der Falschmünzerei, der andere die Zentralstelle Organisierte Kriminalität. Den Machtkampf im Jahr 2000 um die Nachfolge Del Pontes gewann Roschacher. Lauber quittierte den Dienst. Als Rechtsanwalt leitete er vorübergehend die Geschäfte von Polyreg, einer Selbstregulierungsorganisation von Finanzintermediären. Für die Polyreg ging Lauber auch gegen seinen alten Arbeitgeber vor, den Bund. Um die 1000 Mitglieder der Polyreg pflichtgemäss bei der Finanzmarktaufsicht anzumelden, musste diese eine Diskette mit 1000 Adressen kopieren. Die Behörde verrechnete 30 Franken pro migrierte Adresse, insgesamt also wucherhafte 30 000 Franken. Lauber prozessierte und gewann.

Ein Jahr später zog Lauber ins Fürstentum Liechtenstein, wo er die Meldestelle für Geldwäscherei aufbaute. Nachdem die Arbeit getan war, folgte die nächste Aufgabe, bei der Manager-Qualitäten und Kommunikationsgabe gefragt waren. Lauber formte aus dem Liechtensteinischen Bankenverband, einem gemütlichen Herrenklub, nach übereinstimmender Ansicht eine schlagkräftige Lobbyorganisation. Lauber weibelte im In- und Ausland für den Finanzplatz Vaduz mit seinen diskreten Stiftungen – bis am 14. Februar 2008 in Köln, Nordrhein-Westfalen, der deutsche Postchef Klaus Zumwinkel vor laufenden Kameras aus seiner Villa abgeführt wurde. Ihm wurde vorgeworfen, bei der fürstlichen LGT-Bank Schwarzgeld versteckt zu haben.

Es war der Anfang vom Ende des Liechtensteinischen Bankkündengeheimnisses. Während das Fürstenhaus und die Treuhänder tobten, lief Lauber zu Hochform auf. Er kommunizierte und blieb ruhig und sachlich. Als der Moderator Johannes B. Kerner einen Vertreter des Finanzplatzes suchte, kam kein Liechtensteiner, sondern der Solothurner Lauber. Noch heute spricht man im «Ländle» dankbar davon, wie souverän «der Mike» der empörten deutschen Talkrunde den Wind aus den Segeln nahm. Hinter den Kulissen half der Jurist mit, das Bankgeheimnis wenigstens auf regelkonforme Weise abzuschaffen und die

bestehenden Kunden zu schützen. Anfang 2010 wechselte Lauber wieder die Seiten, der Bankenvertreter wurde Präsident der Liechtensteiner Finanzmarktaufsicht.

Im Fürstentum versteht man nicht, warum Lauber heute aus Deutschland für diese Praxisnähe, die ihm die Deutschen als unstatthafte Bankennähe auslegen, kritisiert wird. «Es ist für einen Aufseher ein unschätzbare Vorteil, wenn er etwas von der Finanzbranche versteht», meint der Vaduzer Vermögensverwalter Alfons Cortés. Als Lauber zum Nachfolger des abgewählten Ex-Bundesanwalts Erwin Beyeler gekürt wurde, liess man ihn ungern nach Bern ziehen. «Herr Lauber war bei uns hochgeschätzt», sagt Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, Präsident der LGT-Bankgruppe. «Er hat viel für das Fürstentum Liechtenstein getan.»

Andere Führung

Nun also ist Lauber dort, wo er schon 2000 hätte sein können, wenn die damalige CVP-Justizministerin Ruth Metzler nicht ihren Kollegen aus Studentenverbindungszeiten zum Bundesanwalt gemacht hätte. In seiner 100-Tage-Bilanz kündigte Lauber an, dass in die Bundesanwaltschaft wieder Ruhe einkehren solle. Es brauche keine umfassende Reorganisation, gebe aber Optimierungspotenzial. Um Flops wie den Fall Ramos/Holenweger zu

verhindern, will Lauber die betreffenden Staatsanwälte «eng begleiten». Verbessern will er das belastete Verhältnis zu den kantonalen Staatsanwaltschaften und zum Bundesstrafgericht. Wollten seine Vorgänger die Bundesanwaltschaft zu einem helvetischen FBI aufblasen, spricht Lauber von einer «27. Staatsanwaltschaft», auf einer Ebene mit den Kantonen, einfach mit speziellen Zuständigkeiten. Einzelheiten zum Verfahren gegen die deutschen Steuerfahnder beantwortet er nicht.

Handelte Lauber politisch, als Anwalt des Bundes? Hat Justizministerin Doris Leuthard (CVP) vom Verfahren der Bundesanwaltschaft mehr als nur Kenntnis genommen? Jene, die Michael Lauber kennen, widersprechen heftig. Lauber sei ein liberal denkender Mensch von höchster Integrität. «Die institutionelle Konstruktion des Staats ist ihm heilig», sagt Vermögensverwalter Alfons Cortés. Lauber glaube an den Rechtsstaat und die Gewaltentrennung. «Wenn er jetzt etwas signalisieren wollte, dann Unabhängigkeit.»

Obschon es Presse und Politik in Deutschland schwerfällt, das Schweizer Rechtshilfegesuch als juristischen Akt zu begreifen, handelt Lauber wirklich unabhängig: Seine Klarheit passt schlecht zur Verhandlungsstrategie des Bundes, die bisher kaum Gegenruck, sondern die schrittweise Preisgabe von Vorteilen kannte. ○



Tief in der Erde steht die Zeit still.

Darum lassen sich radioaktive Abfälle langfristig und sicher im Gestein lagern.

So wie dieses Fossil lässt sich auch der radioaktive Abfall der Schweiz langfristig und sicher im Gestein einschliessen. Mehr über die geologische Tiefenlagerung unter nagra.ch

nagra ● aus verantwortung

Mein Name sei Stopper

Er war grün, bevor es die Partei überhaupt gab. Mehr als vierzig Jahre lang kämpfte der Naturschützer Paul Stopper für mehr Grünflächen und gegen den Strassenbau. Jetzt ist er pensioniert. Aufatmen können seine zahlreichen Gegner deshalb noch lange nicht. Von *Andreas Kunz und Daniel Kellenberger (Bild)*



«Ich habe immer mit offenem Visier gekämpft»: Umweltschützer Stopper.

Paul Stopper steht im Schilf, dahinter ein Weiher und ein 1800 Hektaren grosses Flachmoor. Er hebt den Arm und zeigt auf das Glattenried, ein «Naturschutzgebiet von nationaler Bedeutung» im zürcherischen Uster. Über 300 Farn- und Blütenpflanzen seien hier heimisch sowie zahlreiche Libellenarten, darunter die äusserst seltene Helm-Azurjungfer und die Prachtlibelle. Der Pensionär blinzelt in die Sonne. «Hier bin ich politisiert worden», sagt er und lächelt. «Hier war das erste Projekt, das ich gestoppt habe.»

Wäre er 1968 nicht auf die Strasse gegangen, um Unterschriften zu sammeln, stünden jetzt graue Industriebauten auf dem Gelände. «Was heute selbstverständlich ist, war damals eine Errungenschaft», sagt Stopper. Er meint den Umweltschutz, der im Fortschrittsglauben der sechziger Jahre praktisch keine Rolle spielte. Es wurde gebaut, geteert und betonierte – bis Paul Stopper auftauchte und seinen Namen zum Programm machte.

Ob im Kantonsrat, im Ustermer Gemeinderat oder als Adjunkt und Verkehrsplaner bei der Stadt Zürich: Überall hat er sich eingesetzt für sein Credo: «Möglichst viele Grünflächen – gegen unnötigen Strassenbau». Kaum jemand hat sich in den letzten vierzig Jahren im bürgerlichen Lager, bei den Baufirmen und Gewerbevertretern des Kantons Zürich wohl mehr Feinde gemacht als er. «Notorischer Querulant», «Besserwisser» oder «sturer Bock» gehören noch zu den harmloseren Beschreibungen, die man über ihn hört. Stopper hört genüsslich zu, er lächelt und sagt: «Ich habe immer mit offenem Visier gekämpft.»

An vorderster Front dabei

Es ist schwer vorstellbar, dass dieser Mann mit dem weissen Haar und der weichen Stimme sich derart viele Feinde machen konnte. Aber auch jetzt, als Pensionär, ist nichts und niemand vor ihm sicher. In seinem Wohnort Uster haben sich kürzlich alle Parteien, von der SVP bis zur SP, vereint und Paul Stopper in einem offenen Brief aufgefordert, nicht mehr weiter gegen das geplante Kanti-Provisorium vorzugehen. «Alle gegen Stopper», titelte der *Zürcher Oberländer*; «wohl zum ersten Mal» in der Geschichte der Gemeinde seien sich sämtliche Parteien in einer Sache einig. In einem anderen Fall hiess es neulich in der *NZZ* und im *Tages-Anzeiger*, dass Stopper aus dem Zürcher Heimatschutz geworfen wurde – es ging um einen «Putsch», um «gerichtliche Auseinandersetzungen».

zungen» und einen «Machtkampf». Es folgten eine Gegendarstellung und Leserbriefe en masse. Immer im Fokus: Paul Stopper.

Beeindrucken lässt er sich von seinen Gegnern wenig: «Wenn sich Politiker, die sich sonst spinnefeind sind, alle gegen mich zusammenrotten, muss etwas faul sein an der Sache.» Beim Kanti-Provisorium gehe es ihm darum, die «mehr als vierzig Jahre alten und deshalb wertvollen Bäume» auf dem Areal zu schützen. Und beim Heimatschutz hat er sich «erfolgreich dagegen gewehrt, dass sich Vorstandsmitglieder selber satte Aufträge zuschanzten». Deshalb der Rausschmiss nach zwanzig Jahren im Vorstand. «Bei der Führung des VCS bin ich aber noch dabei», sagt Stopper und lacht.

Nach dem Erfolg mit dem Glattenried liess sich der junge Naturschützer an der ETH Zürich zum Bauingenieur und Verkehrsplaner

«Wenn sich alle gegen mich zusammenrotten, muss etwas faul sein an der Sache.»

ausbilden – «um die Baumeister mit ihren eigenen Waffen zu schlagen». Danach arbeitete er 26 Jahre lang als Adjunkt im Zürcher Stadtplanungsamt, zuständig für Verkehrs- und Quartierplanung. Ab 1979 politisierte er im Kantonsrat, zuerst parteilos, danach für den Landesring der Unabhängigen (LdU).

Es war die Zeit, in der die grösste Stadt der Schweiz die Weichen stellte für den Ausbau des öffentlichen Verkehrs. Stopper initiierte und plante die S-Bahn-Linien, er erreichte durch eine Volksinitiative, dass seit 1978 Strassenbauten vom Stimmvolk abgesegnet werden müssen, er war Mitinitiator und Verfasser zahlreicher weiterer Umwelt-Initiativen und reichte für seine Anliegen im Parlament unzählige Vorstösse ein. «Ich habe die Mittel der Demokratie *weidli* ausgenutzt», sagt Stopper. Manch einem Regierungsrat habe es deswegen *de Huet glupft*. Doch er sei «zwar hart, aber immer sachlich und fair» aufgetreten. Und natürlich habe er sich längst nicht überall durchgesetzt.

«Am richtigen Ort stoppen und am richtigen Ort Gas geben» heisst Stoppers Devise. Sein aussergewöhnlicher Nachname könnte aus dem Englischen stammen, habe ihm sein Götti gesagt. Es war der ehemalige Nationalbankpräsident Edwin Stopper, der ihm zeit seines Lebens ein Vorbild gewesen sei. «Selbst als Nationalbankpräsident hat er kein Auto besessen.» Und wenn sein Götti als hoher Funktionär keines brauchte, brauche er sicher ebenfalls keines, habe er sich gesagt.

Dass er die Vision eines umweltfreundlichen Verkehrs konsequent vorlebte – das machte ihn bei seinen Gegnern nicht beliebter. Natürlich seien die Angriffe auf seine Person manchmal schwer zu ertragen gewesen. «Es wurde viel *getäubelet* wegen mir», sagt Stopper. Die mächtigen Baufirmen, die wegen seiner Vorstösse Millionenverluste befürchteten, hätten bei der Stadt mehrmals seine Entlassung gefordert.

Einmal habe ihn sogar ein Ustermer CVP-Stadtrat «zu allen Nachtzeiten» telefonisch anonym belästigt – bis dieser per Fangschaltung überführt werden konnte. Auch seine Frau und die beiden Kinder mussten sich einiges anhören über den forschen Vater. «Sie sind aber immer hinter mir gestanden», sagt Stopper. Wenn er an der Ustermer Fasnacht für einmal kein Sujet gewesen sei, habe seine Familie bloss gemeint, dass der Vater irgendetwas falsch gemacht haben müsse im letzten Jahr.

«Wenn es den Stopper nicht gäbe, man müsste ihn erfinden», sagen seine Gegner. Er sei zwar «furchtbar stur» und «uneinsichtig», aber in seiner ganzen Karriere «nie anpasserisch» gewesen und «immer unabhängig» geblieben. Ein anderes Etikett, das des «Autohassers», lässt Stopper nicht gelten. Es ist ihm wichtig, zu belegen, dass er «nicht prinzipiell gegen alle Strassen» kämpfe. Beim Rundgang durch Uster zeigt er auf eine Unterführung mit zwei Fahrbahnen unter den Bahngleisen, für die er dreissig Jahre lang gekämpft habe.

«Lappis» und «Spezialdemokraten»

Richtig ins Schwärmen kommt er aber erst wieder in seinem Glattenried. Am Ufer des Weihers spielen vier Jugendliche mit einem

Ball. Wie gefällt ihnen das Naturschutzgebiet? Sind sie dankbar für Stoppers Einsatz? «Ey Monn – die Frösche!», schreien sie und springen begeistert auf. «Voll am Poppen!» Die jugendliche Faszination für praktische Biologie bringt den Naturschützer ein wenig in Verlegenheit; er erklärt die Hydro-Kultur des Moors und das aktuelle Stadium der Falterlarven,



Allein gegen SVP und SP: Kanti-Provisorium.

während sich die Buben gegenseitig in die Oberarme boxen.

«Es ist noch nicht vorbei», sagt Stopper. Am Rande des geschützten Flachmoors wollen Stadt und Kanton bald eine Strasse bauen. «Ich werde dagegen kämpfen», sagt Stopper, und zum ersten Mal klingt ein Satz aus seinem Mund leicht drohend. Aber auch wenn er jetzt für seine Gegner ein paar Fluchwörter findet, von *Lappis* spricht und einige Sozialdemokraten «Spezialdemokraten» nennt – so richtig ausfällig, wie man dies von einem «notorischen Querulanten» eigentlich erwarten dürfte, wird Stopper nie.

Zum Schluss, mal ehrlich: Hat er sich denn wirklich nie verrannt bei seinen Vorstössen? Er überlegt lange, zögert, bricht wieder ab, überlegt weiter und lächelt dann: «Bei den Methoden hätte man wohl einiges anders machen können», sagt er. Inhaltlich sei aber «alles richtig und wichtig» gewesen. ○

Individuelle Eigentumswohnungen und Reihenhausteile in Rafz –

nur 30 Minuten von Zürich und 20 Minuten von Schaffhausen entfernt.

Baustart erfolgt, Bezug Herbst 2013.



www.rosenlaube.ch
Telefon +41 43 810 90 10



Das Kartell der Guten

Bei der Vergabe von Dienstleistungsaufträgen schaltet die staatliche Entwicklungsagentur Deza den Wettbewerb praktisch aus. Manchmal missachtet sie auch Vorschriften. Im Klüngel der Hilfsbranche profitieren fast immer dieselben Organisationen und Firmen von den Deza-Mandaten. *Von Kurt Pelda*



Heimatschutz statt Entwicklungshilfe: Deza-Chef Martin Dahinden bei einer Medienpräsentation.

Korruption und Vetternwirtschaft zählen zu den zentralsten Ursachen für die Armut in der Dritten Welt. Aus diesem Grund empfehlen schweizerische Entwicklungshelfer den südlichen Entwicklungsländern immer und immer wieder, Staatsaufträge in transparenten Wettbewerbsverfahren auszuschreiben. Damit soll der Bestechung weitgehend Einhalt geboten werden. Auf ihrer Website spricht auch die schweizerische Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) davon, dass Partnerländer «die im Rahmen der jeweiligen Projekte benötigten Güter und Dienstleistungen auf dem Weg der internationalen Ausschreibung zu bestmöglichen Bedingungen beschaffen» können.

Immerhin gibt die Deza in der bilateralen Entwicklungshilfe am zweitmeisten Geld für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit aus. In einem Bereich also, in dem auch das öffentli-

che Beschaffungswesen anzusiedeln ist. Mehr Geld floss im Jahr 2010 (ein neuerer Jahresbericht ist bei der Deza nicht erhältlich) nur noch in die Landwirtschaft und in die ländliche Entwicklung.

Wie aber hält es die Deza, wenn sie selber Güter und Dienstleistungen bei Dritten beschafft? Werden solche Aufträge international ausgeschrieben? Oder predigt man in den Entwicklungsländern Wasser, um zu Hause Wein zu trinken? Von rund 1,5 Milliarden Franken Steuergeldern, welche die Deza 2010 ausgab, entfielen knapp 141 Millionen Franken auf rund 730 Mandate, die an Hilfswerke, Fachinstitute und private Firmen vergeben wurden. Doch in nur gerade 6 Prozent aller Fälle schrieb die Deza die Aufträge in einem Wettbewerbsverfahren aus. 87 Prozent der Mandate hat man dagegen sogenannt freihändig, also ohne eine Ausschreibung, erteilt. Und

zwar deshalb, weil das Volumen unter 150 000 Franken pro Auftrag lag, wie die Deza schreibt. Die restlichen 7 Prozent betrafen sogenannte Folgeaufträge, auf die ein Auftragnehmer praktisch automatisch zählen konnte, wenn er schon in einer früheren Projektphase den Zuschlag erhalten hatte.

Widersprüchliche Bestimmungen

Sage und schreibe 94 Prozent aller Mandate wurden also unter Ausschluss des vielgepriesenen Wettbewerbs erteilt. Wäre die Schweiz ein Entwicklungsland, würde sie deswegen von der Weltbank und anderen Entwicklungsorganisationen an den Pranger gestellt. Die ausländischen Helfer würden drohend den Zeigefinger heben und von Willkür, illegalen Kommissionen und Misswirtschaft bei den von der Deza verwendeten «freihändigen» Vergabeverfahren sprechen.

In der Schweiz regeln eindeutige Gesetze und behördeninterne Weisungen die öffentliche Auftragsvergabe. Bei kleineren Mandaten für Dienstleistungen Dritter kann also bis zu einem Auftragswert von 150 000 Franken das Freihandverfahren angewendet werden. Und wenn die Deza auf eine Ausschreibung verzichtet, muss in jedem Fall die Vergabeart festgehalten und begründet werden. In ihren internen Dokumenten pflegen die staatlichen Entwicklungshelfer dann etwa zu schreiben, dass der Mandatswert weniger als 150 000 Franken betragen habe.

Diese Begründung gab die Deza auch an, als sie der Iteco Ingenieurunternehmung AG in Affoltern am Albis ein Mandat im Wert von 241 253 Franken erteilte und der Firma Geonex, Martin Moll, Knowledge Media in Zürich ein solches von 151 736 Franken. In beiden Fällen hielt die Deza die gesetzlichen Vorgaben nicht ein, auf die sie sich sonst zu stützen vorgibt.

Die Auftragslimite von 150 000 Franken entstammt einer internen Weisung des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), welchem die Deza unterstellt ist. Diese Bestimmung wurde allerdings erst im Oktober 2010 in Kraft gesetzt. Davor galt in diesem Punkt die strengere Deza-interne Weisung Nummer 9, welche für alle Aufträge mit einem Wert von mehr als 50 000 Franken zwingend vorschreibt, dass die Deza mindestens drei potenzielle Auftragnehmer zu einem Wettbewerbsverfahren einzuladen habe.

Die Intransparenz hat System

In mindestens 25 Fällen hat die Deza diese Bestimmung nicht eingehalten. Mit dieser Tatsache konfrontiert, verteidigte sich die Behörde kurz vor Redaktionsschluss der *Weltwoche* mit dem Hinweis, der Schwellenwert sei schon Anfang 2010 in einer Zusatzinformation zur Weisung über Aufträge und Beschaffungen von 50 000 auf 150 000 Franken heraufgesetzt worden. Sie unterliess es jedoch, diese «Zusatzinformation» ihrer schriftlichen Antwort beizulegen.

Seltsam an der Geschichte ist auch, dass man die Weisung Nummer 9 nicht entsprechend anpasste, sondern durch eine offensichtlich gegensätzliche Zusatzinformation «ergänzte». Ein Mediensprecher des EDA erklärte in einer E-Mail, die Weisung Nummer 9 sei am 15. Oktober 2010 durch eine für das ganze EDA gültige Bestimmung ersetzt worden, ohne irgendwelche Zusatzinformationen zu erwähnen. Es sieht also ganz so aus, als ob die Berner Bürokraten sich widersprechende Weisungen erliessen, und die linke Hand nicht wüsste, was die rechte tut.

Gelegentlich behauptet die Deza auch, dass es für einzelne Aufträge keine weiteren Mitbewerber gebe. Dieses Argument wird dann als Grund angeführt, warum diese Mandate

direkt und ohne Ausschreibung einem bestimmten Auftragnehmer anvertraut werden. So geschehen zum Beispiel bei einem Projekt zur «Kompetenzentwicklung Gender und Development 2010–2012» in der Schweiz, das dem Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung an der Universität Bern übertragen wurde. Der Auftragswert betrug immerhin 329 810 Franken. Weil Geschlechterforschung aber keineswegs eine Monopol-Domäne der Universität Bern ist, stellt sich die Frage, warum anderen Instituten die Möglichkeit vorenthalten wurde, sich für dieses Mandat zu bewerben.

Darauf angesprochen, gab die Deza eine gewundene Erklärung ab, ohne jedoch die Frage zu beantworten. Der Auftrag sei an ein Institut und nicht an eine Einzelperson gegangen, und das Institut arbeite interdisziplinär, schrieb die Deza. Das Institut könne auf ein grosses Netzwerk und eine entsprechend breite Expertise zurückgreifen und den Auftrag fristgemäss ausführen. Zudem verfüge es seit 2004

Nicht wenige «Abonnenten» von Deza-Entwicklungsmandaten sind eng miteinander verbunden.

über solide Vorarbeiten. Fakt bleibt: Weil es sehr wohl Mitbewerber gegeben hätte, missachtete die Deza auch in diesem Fall die Vorschriften.

Auffallend bei den Mandaten der Deza ist, dass diese nur höchst selten an Hilfswerke und Firmen im Ausland vergeben werden. Es ist allerdings schwer nachvollziehbar, warum es ausgerechnet immer schweizerische Organisationen sein sollten, die Entwicklungsprojekte besser und kostengünstiger als ausländische Konkurrenten abwickeln. Hier drängt sich der Eindruck auf, dass die Deza mit ihren 141 Millionen Franken nicht primär Entwicklungshilfe, sondern Heimatschutz betreibt.

Besonders stossend wirkt der Umstand, dass auch heute noch viele der aufgelisteten Grossmandate (über eine Million Franken) in Form von Folgeaufträgen meist an dieselben Organisationen gehen. Dabei hat das EDA die Weisungen gerade in diesem Punkt verschärft: Seit Oktober 2010 muss spätestens nach zwei freihändig vergebenen Folgephasen eine neue Ausschreibung geprüft werden. Ob die Deza dieser Richtlinie wirklich Folge leistet und ob sich das auf die vergebenen Mandate auswirkt, lässt sich nicht unabhängig nachprüfen, da die Berner Beamten die Einsichtnahme in die Auftragsliste des Jahres 2011 verweigern. Intransparenz hat bei der Deza eben System, auch wenn es in diesem Bereich seit kurzem Fortschritte gibt.

Es ist das Verdienst der kleinen Nichtregierungsorganisation Independent Development

Experts Association (Ideas) in Winterthur, etwas Licht ins Dunkel gebracht zu haben. Auf ihrer Website hat Ideas die Auftragnehmer der Deza aufgelistet. So kamen Helvetas und Intercooperation, die letztes Jahr fusionierten und neu als Helvetas Swiss Intercooperation firmieren, 2010 auf Deza-Mandate im Gesamtwert von 66,5 Millionen Franken. Das ist mit einem Anteil von 47 Prozent am gesamten Auftragsvolumen der Löwenanteil. Weit abgeschlagen folgte die bereits erwähnte Iteco mit 14,5 Millionen Franken und Swisscontact mit 11,2 Millionen Franken.

Interessant ist auch ein Blick auf die Berechnungen von Ideas zu den Anteilen der Direktmandate (ohne Ausschreibung) am Auftragsvolumen der einzelnen Hilfswerke und Firmen. Sämtliche Aufträge, die Iteco, Swisscontact oder Terre des hommes Lausanne 2010 von der Deza erhielten, wurden freihändig vergeben. Bei Helvetas machte der Anteil am Auftragsvolumen knapp 81 Prozent und bei Intercooperation etwas mehr als 90 Prozent aus. Es kann wohl niemanden erstaunen, wenn man den kleinen und kritischen Ideas-Verein nie auf einer Auftragsliste der Deza finden wird.

Angesichts der starken Vernetzung innerhalb der Hilfsbranche sind Zweifel angebracht, ob die wenigen von der Deza durchgeführten Wettbewerbsverfahren wirklich in echter Konkurrenz und ohne stillschweigende Absprachen zwischen den potenziellen Auftragnehmern über die Bühne gehen. So sind nicht wenige der Firmen, Organisationen und Einzelpersonen, die zu den treuen «Abonnenten» von Deza-Entwicklungsmandaten zählen, eng miteinander verbunden.

Ein Fall für die Wettbewerbskommission

Der Jahresbericht der Helvetas listet zum Beispiel mehrere Partnerorganisationen auf, die ebenfalls versuchen, sich ein Stück vom Deza-Kuchen abzuschneiden. Zu diesen, Helvetas nahestehenden Institutionen gehören unter anderem die St. Galler Beratungsfirma Skat (Auftragsvolumen 5,4 Millionen Franken) und Agridea, ein Freiburger Verein für die Entwicklung des ländlichen Raums (1,1 Millionen Franken). Ausserdem wurde die Helvetas-Vizepräsidentin Rosemarie Lausset in ihrer privaten Beraterstätigkeit von der Deza mit vier Aufträgen im Gesamtwert von 230 000 Franken betraut. Rudolf Dannecker, ein ehemaliger Vizedirektor der Deza, sitzt nicht nur im Zentralvorstand von Helvetas, sondern auch im Stiftungsrat von Swissaid.

Die Liste liesse sich fast beliebig verlängern. Die Frage, ob sich die Hilfswerke den Markt für Deza-Mandate widerrechtlich aufteilen oder ob sie schädliche Absprachen treffen, kann letztlich nur die Wettbewerbskommission mit einer entsprechenden Untersuchung beantworten. ○

Prämien fürs «Wir-Gefühl»

Die meisten Betriebe sind gezwungen, sich bei der Suva zu versichern. Mit ihren Beiträgen werden unter anderem teure Personalanlässe finanziert. Dieses Jahr vergnügte sich der Staatsbetrieb etwa im schönen Ferienort Davos. Von Peter Keller



Versicherung der Superlative: Suva-Präsident Franz Steinegger.

Immer im Januar, wenn das World Economic Forum (WEF) ruft, ist Davos fest in Händen der Reichen und Mächtigen. Anfang März war der exklusive Ferienort dann anderweitig ausgebucht: Rund 1600 aktive und ehemalige Mitarbeiter der Suva vergnügten sich drei Tage im Bündner Bergdorf. Vom Schneeschuhlaufen bis zum Gala-Abend mit Nachtessen, von den Übernachtungen bis zur Hin- und Rückreise: Die Kosten wurden grosszügig durch den Schweizer Unfallversicherer übernommen.

Mit diesem Anlass sollte das «Wir-Gefühl» gestärkt werden, sagt Roland Hügli von der Suva-Kommunikationsstelle. Man möchte die Mitarbeitenden «weiterhin zu Höchstleistungen motivieren» und den persönlichen Austausch fördern. Viele Firmen veranstalten solche Events – wenn auch meistens in etwas bescheidenerem Rahmen. Was die Suva von anderen Unternehmen unterscheidet: Sie ist ein öffentlich-rechtlich organisierter Staatsbetrieb.

Jeder Angestellte in der Schweiz muss gegen Unfälle versichert werden. Arbeitet er in eher gefährlichen Branchen wie Industrie, Handwerk oder Bau, gibt es für die Firma keine Alternative: Sie muss ihre Arbeitnehmer bei der Suva versichern. Zudem setzt die Suva Vorschriften und Präventionsmassnahmen durch, die nicht wenige KMU-Betriebe als übertrieben und schikanös empfinden.

Der staatliche Versicherungsriese ist stolz darauf, eine «Nonprofitorganisation» zu sein, und schreibt: «Gewinne fliessen in Form tieferer Prämien an die Versicherten zurück.» Verluste allerdings auch: in Form höherer Prämien. Insofern ist die Suva zum Erfolg verdammt. Als Quasimonopolistin richtet sie die Höhe der Prämien seelenruhig nach den Ausgaben aus.

600 000 Franken für den Verwaltungsrat

Rekordverdächtig ist die Grösse des Suva-Verwaltungsrates. Nicht weniger als 40 Personen gehören dem Gremium an – es ist nach allen Regeln der schweizerischen Konkordanz zusammengesetzt: mit je 16 Vertretern von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberseite. Dazu kommen acht Vertreter des Bundes, unter ihnen Franz Steinegger. Der ehemalige FDP-Chef präsidiert den Verwaltungsrat seit 1991 – auch diese Amtsdauer dürfte einmalig sein. Der Vorsitz wird mit rund 70 000 Franken entschädigt. Gesamthaft werden fast 600 000 Franken verteilt.

Im Jahresbericht preist Steinegger die Suva mit Superlativen als «effizientestes» und «erfolgreichstes» Sozialversicherungsmodell. Sie sei die einzige Sozialversicherung, die bei gleichbleibenden und guten Leistungen Prämien senken könne dank einer «einzigartigen Verbindung von Prävention, Schadenabwick-

lung und Rehabilitation». So habe man die Kostensteigerung vermindern und die Prämien in den letzten Jahren reduzieren können.

Tatsächlich hat die Suva Tarife gesenkt. Wie schlank und erfolgreich sie aber tatsächlich arbeitet, lässt sich schwer sagen. Dazu fehlen Vergleichsmöglichkeiten. Im freien Markt musste sich der Sozialversicherer bisher nicht bewähren. Trotzdem befeuerte Steinegger 2009 die Debatte um eine Einheitskasse im Gesundheitswesen. Der Wettbewerb kostete die Krankenkassenversicherer 200 bis 300 Millionen Franken im Jahr, rechnete der Urner vor. Dabei gehe es nur darum, «junge Männer in die Kasse zu bekommen, also gute Risiken» – was Steinegger für «problematisch» erachtet. Am liebsten möchte er darum das Suva-Modell in den Krankenversicherungsbereich übertragen. In fünf bis sieben Jahren könnten sie eine entsprechende Lösung erarbeiten. Der ehemalige Präsident der Liberalen propagiert, den letzten Resten Privatwirtschaft im Gesundheitswesen unter staatliche Kontrolle zu stellen.

Wie kostenbewusst arbeitet die Suva? Der Trip in die Bündner Berge deutet auf einen eher legeren Umgang mit den Prämiegeldern hin. Die Teilnehmer reisten am Donnerstag nachmittag an, um dann ihre Unterkunft zu beziehen. Am Freitag stand den Suva-Leuten ab 7.30 Uhr ein Festzelt offen – oder ein breites Angebot von Wintersportaktivitäten.

Bereits am frühen Nachmittag konnte das «Wir-Gefühl» in der Après-Ski-Bar mit DJ vertieft werden. Um 18.15 Uhr öffneten sich die Türen zum Kongresszentrum. «Mit dem «Gala-Abend» folgt nun ein weiterer Höhepunkt!» Serviert wird ein «erstklassiges Menü», auf jedem Tisch befinden sich Wein und Mineralwasser «als kostenloses «Einsteigerset»». Es folgen Unterhaltungsprogramme. Obschon mehrere hundert Mitarbeiter gemeinsam versammelt sind, verliert die Suva-Leitung an diesem Abend kein Wort zum Geschäftsgang oder zu den Leistungen des Personals.

Zu den exakten Kosten der Davos-Sause will die Suva keine Angaben machen. Auf Nachfrage wird bestätigt, dass der Freitag als normaler Arbeitstag angerechnet wurde. Im Jahresbericht betont Franz Steinegger, dass sein Unternehmen keine staatlichen Subventionen erhalte, sondern über die Versicherungsprämien von Arbeitgebern und Arbeitnehmern finanziert werde. Dass damit auch millionenteure Events bezahlt werden – darüber schweigt der Verwaltungsratspräsident. ○

Hündeler im Dilemma

Im Kanton Schwyz werden Hundehalter gebüsst, wenn sie ihren Hund frei laufen lassen. Halten sie diesen aber immer an der Leine, verstossen sie gegen die Tierschutzverordnung. Die paradoxe Situation wird selbst vom Bundesgericht gestützt. *Von Alex Reichmuth und Simon Zangger (Bild)*

Der 25. November 2009 war für Ralf Aerne aus Altendorf SZ ein Tag mit Folgen. An diesem Tag führte er seine Labradorhündin Kaya über Mittag entlang des Zürichsees spazieren. Auf einem Feldweg liess er den Hund frei laufen. Da kam ihm eine Polizistin entgegen, die ebenfalls einen Hund ausführte, allerdings angeleint. Aerne hielt seinen Hund mit der Hand am Halsband, um die Frau vorbeigehen zu lassen. Die Polizistin forderte Aerne jedoch auf, seinen Labrador sofort an die Leine zu nehmen und dort zu belassen. Sie verwies auf die Leinenpflicht, die im Kanton Schwyz gelte. Aerne kam dieser Aufforderung nicht nach. Weil er es auch ablehnte, auf der Stelle hundert Franken Busse zu bezahlen, nahm die Frau seine Personalien auf und verzeigte ihn. Aerne bekam eine Strafverfügung zugestellt. Er sollte nun 400 Franken Busse und 110 Franken Gebühren bezahlen – obwohl keine Rede davon war, dass Aernes Hund andere Personen oder Hunde gefährdet hätte.

Ralf Aerne bezahlte nicht. Das Hundegesetz des Kantons Schwyz schreibt zwar eine Leinenpflicht in öffentlichen Anlagen, auf öffentlichen Wegen und im Strassenverkehr vor. Faktisch müssen Hunde darum überall im öffentlichen Raum an der Leine gehen – denn in Aernes Wohngemeinde Altendorf gibt es keine Zone, wo der Freilauf explizit erlaubt ist. In der Schweizer Tierschutzverordnung steht aber: «Hunde müssen täglich im Freien und entsprechend ihrem Bedürfnis ausgeführt werden. Soweit möglich, sollen sie sich dabei auch unangeleint bewegen können.» Die Tierschutzverordnung verpflichtet Hundehalter zudem, Hunde gegenüber Artgenossen und Menschen zu sozialisieren. «Ein Hund kann aber nicht sozialisiert werden, wenn er immer an der Leine sein muss», sagt Ralf Aerne. Das sieht man auch beim Bund so. In den Erläuterungen zur Tierschutzverordnung heisst es darum: «Gemeinden sind angehalten, ausreichend Zonen für das freie Laufenlassen von Hunden auszuscheiden, falls auf dem ganzen Gebiet Leinenzwang herrscht.»

Im Kanton Schwyz nur noch in den Ferien

Bereits vor Ralf Aernes folgenreichem Spaziergang verlangte Kantonsrat Raphael Ziegler (SVP) in einem parlamentarischen Vorstoss eine Lockerung der generellen Leinenpflicht im Kanton Schwyz. Es sei absurd, dass die Polizei deswegen vermehrt Hundehalter büsse, schrieb Ziegler. In ihrer Antwort vom März 2010 gab die Schwyzer Regierung zwar zu, es verstosse tatsächlich gegen die Tierschutzverordnung,

wenn ein Hund ständig angeleint sei. Dennoch widerspreche das kantonale Hundegesetz der Tierschutzverordnung nicht. Denn der leinenlose Auslauf von Hunden müsse ja nicht zwingend auf öffentlichem Gelände stattfinden.

«Ein Witz», kommentiert Ralf Aerne. Denn das Schwyzer Hundegesetz verbiete auch, Hunde auf landwirtschaftlichen Kulturen und sonstigem Privatgrund von der Leine zu lassen, sofern der Besitzer dies nicht ausdrücklich gutheisse – was ja eigentlich ganz vernünftig sei. Es bleibe somit nur eigenes Areal. «Nur die allerwenigsten Leute verfügen aber über ein ausreichend grosses Privatgrundstück, um ihrem Hund den nötigen Auslauf zu garantieren.» Somit seien fast alle Hundehalter in Kanton Schwyz gezwungen, sich in jedem Fall widerrechtlich zu verhalten, stellt Aerne fest. Liessen sie ihren Hund frei laufen, verstiesse sie gegen das kantonale Hundegesetz. Liessen sie ihn aber immer angeleint, verletzten sie die Tierschutzverordnung.

Ralf Aerne zog darum die Strafverfügung weiter – ans Bezirksgericht, ans Kantonsgericht und schliesslich ans Bundesgericht. Überall blitzte er ab. Das Kantonsgericht Schwyz anerkannte im November 2010 zwar, dass es Hundehaltern ohne privates Grundstück nicht leichtfalle, ihrem Hund den nötigen freien Auslauf zu gewähren. Ohne weitere

Begründung kam das Gericht aber zum Schluss, «die Möglichkeit des unangeleinten Bewegens eines Hundes» sei dennoch «nicht schlechthin unmöglich», und wies Aernes Beschwerde ab. Das Bundesgericht trat im letzten Dezember gar nicht erst auf Aernes Argument ein, der Leinenzwang widerspreche der schweizerischen Tierschutzverordnung und sei darum verfassungswidrig. Denn hier handle es sich um eine «abstrakte Kritik». Das Gericht habe die Verfassungsmässigkeit aber nur «in der konkreten Anwendung» zu prüfen, und diese sei rechtens. Also wies auch das höchste Schweizer Gericht Aernes Beschwerde ab. So viel formaljuristische Floskeln lassen diesen ratlos zurück. Ob er das Urteil an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte weiterziehen will, weiss Aerne noch nicht. Denn die Verfahrens- und Anwaltskosten haben ihn schon weit über 10 000 Franken gekostet.

Vor wenigen Tagen teilte die Gemeinde Altendorf Ralf Aerne mit, dass es vorläufig nicht möglich sei, eine Freilauf-Zone für Hunde einzurichten. Ein geeignetes Areal fehle derzeit. Schon vor diesem negativen Bescheid hat Aerne allerdings seinen Hund weggegeben – in den Kanton Zürich. Dort könne er im Gegensatz zum Kanton Schwyz artgerecht gehalten werden. Der Hund wird künftig nur noch ferienhalber bei ihm sein. ○



«Abstrakte Kritik»: Hundehalter Aerne, Hündin Kaya.

Wer war Casanova?

Der grösste Liebhaber der Geschichte war weit mehr als ein genial amoralischer Herzensbrecher. Giacomo Girolamo Casanova (1725–1798) war ein Freund Voltaires, Benjamin Franklins und Katharinas der Grossen. Seine Memoiren offenbarten einem missverstandenen Intellektuellen. *Von Tony Perrottet*



«Einblicke in die menschliche Natur»: Schriftsteller Casanova, porträtiert von Anton Raphael Mengs.

Das Originalmanuskript von Casanovas Memoiren, das 2010 für die Rekordsumme von 7 Millionen Euro angekauft wurde, hat in Frankreich den Status eines kostbaren Kulturguts erlangt. Es in Augenschein zu nehmen, ist nicht ganz einfach. Doch nach längerer Korrespondenz, in der ich die Seriosität meines Projekts nachzuweisen hatte, sass ich schliesslich in der Handschriftenabteilung der Bibliothèque nationale. Chefkuratorin Marie-Laure Prévost brachte zwei schwarze Archivkästen und legte sie vor mir auf den Tisch.

Während ich neugierig die feine dunkelbraune Handschrift studierte, erzählte Madame Prévost von jener Begegnung in der Transitlounge des Flughafens Zürich im Jahr 2007, als Bibliotheksdirektor Bruno Racine das 3700 Seiten starke Manuskript, das seit Casanovas Tod 1798 in Privatbesitz gewesen war, erstmals zu Gesicht bekam. Die französische Regierung erklärte prompt ihr Interesse an einem Ankauf, der aber erst zweieinhalb Jahre später dank eines anonymen Mäzens möglich war. «Das Manuskript war in ausgezeichnetem Zustand», sagte Prévost. «Papier und Tinte sind von hervorragender Qualität. Man könnte glauben, es sei gestern geschrieben worden.»

«Schauen Sie!» Sie hielt ein Blatt gegen das Licht, um mir das Wasserzeichen zu zeigen – zwei sich berührende Herzen. «Wir wissen nicht, ob Casanova es bewusst ausgewählt hat oder ob es ein schöner Zufall war.»

Die respektvolle Behandlung des Manuskripts hätte Casanova sehr gefallen. Dass sein Opus magnum je veröffentlicht werden würde, hätte er nicht ahnen können. Als es 1821 in einer stark zensierten Ausgabe erschien, landete es sofort auf dem päpstlichen Index. Im Giftschrank der französischen Nationalbibliothek wurden im späten 19. Jahrhundert einige illustrierte Ausgaben unter Verschluss gehalten. Doch heute gilt Casanova als grosser Schriftsteller. 2011 wurden einige Blätter seiner Memoiren in Paris erstmals öffentlich ausgestellt. Das Werk soll komplett digitalisiert werden, eine zwölfbändige Prachtausgabe mit den Korrekturen des Autors ist geplant. Und obwohl Casanova gebürtiger Venezianer ist, wird das Werk in Frankreich als Teil des nationalen Kulturguts betrachtet. «Französisch war damals die Sprache der gebildeten Schichten, und er wollte möglichst viele Leser erreichen», sagte Kuratorin Corinne Le Bitouzé. «Er hat die meiste Zeit seines Lebens in Paris verbracht, französischen Esprit und die französische Literatur verehrt. Es gibt zwar Italianismen bei ihm, aber sein Französisch ist ganz wunderbar und lebendig.»

Das ist eine grosse Anerkennung für einen Mann, der meist als amoralischer Lüstling abgetan wurde. Das Interesse an seiner Person – und der erstaunliche Preis, den sein Manuskript erzielt hat – bietet eine gute Gelegenheit, eine der schillerndsten Figuren der europäischen Geschichte mit neuem Blick zu betrach-

ten. «Dass man sich in erster Linie an ihn als Frauenhelden erinnert, hätte ihn sehr erstaunt», sagt Tom Vitelli, der führende amerikanische Casanovist, der regelmässig in der Fachzeitschrift *L'Intermédiaire des Casanovistes* schreibt. «Sex war Teil seines Lebens, aber nebensächlich für seine schriftstellerischen Ambitionen. Er schilderte sein Liebesleben nur, um Einblicke in die menschliche Natur zu geben.»

Giacomo Girolamo Casanova (1725–1798) war ein Intellektueller, der mit Voltaire, Katharina der Grossen, Benjamin Franklin und wahrscheinlich auch Mozart befreundet war. Er übertrug die «Ilias» in seinen venezianischen Dialekt, er schrieb einen Zukunftsroman, ein profeministisches Pamphlet und mathematische Abhandlungen. Und er war ein bedeutender Reisender. Seine legendären Memoiren, «Geschichte meines Lebens», schrieb er im Alter, als mittellose Bibliothekar auf Schloss Dux in Böhmen.

Mindestens so spektakulär wie sein Leben ist die abenteuerliche Geschichte dieses Manuskripts. Casanova vermachte es kurz vor seinem Tod seinem Neffen, dessen Nachkommen es 22 Jahre später an den Leipziger Verleger Brockhaus verkauften. Fast 140 Jahre blieb es in Familienbesitz, nur stark bereinigte Fassungen wur-

«Sex war Teil seines Lebens, aber nebensächlich für seine schriftstellerischen Ambitionen.»

den veröffentlicht, die dann in Raubdrucken und eigenwilligen Übersetzungen erschienen. 1943 wurde das Manuskript, nachdem es einen Luftangriff auf den Verlag unbeschädigt überstanden hatte, per Fahrrad zu einer Bank gebracht und in einem Safe eingelagert. Als Leipzig 1945 von den Amerikanern besetzt wurde, erkundigte sich sogar Winston Churchill nach dem Verbleib der Handschrift, die schliesslich auf einem Armeelaster nach Wiesbaden gelangte und den deutschen Besitzern übergeben wurde. Erst 1960 erschien die erste vollständige Ausgabe. Eine englische Übersetzung erschien 1966, kurz vor Beginn der sexuellen Revolution.

«Es ist ein wunderbarer Einstieg in das 18. Jahrhundert. Wir haben einen Venezianer, der auf Italienisch und Französisch schreibt, dessen Familie in Dresden lebt und der in Böhmen stirbt. Man spürt etwas von dem Geist einer grossen europäischen Kultur.» In Casanovas Memoiren wimmelt es von abenteuerlichen Figuren und Begebenheiten, die von Historikern weitgehend identifiziert werden konnten. Abgesehen von zahllosen Liebesaffären mit Gräfinnen, Mägden und Nonnen, die etwa ein Drittel des Buches einnehmen, lesen wir von gelungenen Fluchtversuchen, von Duellen, Betrügereien, beschwerlichen Reisen, Verhaftungen und Begegnungen mit Fürsten, Glücksspielern und Scharlatanen. Für Kurato-

rin Prévost sind die Memoiren wie aus «einer Art abendländischer Tausendundeiner Nacht».

Einige Episoden mögen noch heute zwiespältige Reaktionen auslösen, etwa Casanovas Affären mit blutjungen Mädchen und eine Inzestgeschichte. Aber in Frankreich wird gern darauf hingewiesen, dass Einstellungen, die heute inakzeptabel erscheinen, seinerzeit durchaus toleriert wurden. Kuratorin Le Bitouzé sagt: «Sicher, er hat Frauen oft schlecht behandelt, aber er konnte auch ausgesprochen zuvorkommend sein. Er hat sich bemüht, für seine einstigen Geliebten Ehemänner zu finden, hat ihnen mit Geld und Protektion geholfen. Er war ein unersättlicher Verführer, aber es ging ihm nicht um Sex allein. Bei englischen Prostituierten fühlte er sich nicht wohl, weil er kein Englisch sprach und sich mit ihnen nicht unterhalten konnte.» Und Vitelli sagt: «Geschichte meines Lebens» ist grosse Literatur. Wahrscheinlich ist es die grösste Autobiografie aller Zeiten – in Thematik, Umfang, Stil und Sprache.»

Sich auf die Suche nach den Lebensstationen des realen Casanova zu machen, ist kein leichtes Unterfangen. Er vermied feste Beziehungen, hatte kein festes Zuhause und keine ehelichen Kinder. Aber es gibt faszinierende Spuren an den beiden Orten, die Anfang und Ende seines Lebens markieren – Venedig und Schloss Dux in Nordböhmen.

Ich begann mit Venedig. Es ist erstaunlich, dass die Venezianer ihren berühmten Sohn nicht feiern – als schämten sie sich seiner. («Die Italiener haben eine ambivalente Einstellung zu ihm», hatte Le Bitouzé gesagt. «Er hat Venedig den Rücken gekehrt und auf Französisch geschrieben.» Und Kathleen Gonzalez, die an einem Führer zu den Casanova-Orten in Venedig arbeitet, sagt: «Die meisten Italiener kennen nur eine Karikatur von ihm, und darauf sind sie nicht stolz.»)

«Grenzenloses Selbstbewusstsein»

Der einzige Hinweis ist eine Gedenktafel in der Calle Malipiero, derzufolge Casanova 1725 als Sohn eines armen Schauspielerpaars geboren wurde – aber in welchem Haus, ist nicht klar. In diesem Viertel verlor Casanova als siebzehnjähriger Priesterschüler seine Jungfräulichkeit an zwei vornehme Schwestern, Nanetta und Marta Savorgnan. Eines Abends war er allein mit den beiden fröhlichen Mädchen, man genoss Wein, Schinken, Brot und Parmesankäse und vergnügte sich mit harmlosen Erwachsenenspielen, die in einer langen Nacht «immer neuer Plänkeleien» gipfelten. «Ich war geboren für das andere Geschlecht», schreibt Casanova im Vorwort. «Ich habe die Frauen immer geliebt und alles getan, um von ihnen geliebt zu werden.» Seine Erinnerungen sind durchsetzt mit wunderbaren Beschreibungen von Essen, Parfüms, Kunst und Mode. «Kultivieren, was meinen Sinnen Freude bereitet hat, war mir stets das Wichtigste im Leben.» >>>

Mit einundzwanzig rettete er einem reichen venezianischen Senator nach einem Schlaganfall das Leben. Aus Dankbarkeit nahm ihn Don Matteo Bragadin in sein Haus auf und überhäufte ihn mit Geschenken. Nun konnte er wie ein aristokratischer Playboy leben, sich kostbar kleiden, Spielsalons besuchen und sich in vornehmsten Kreisen bewegen. In jungen Jahren muss er eine eindrucksvolle Erscheinung gewesen sein – grossgewachsen, von dunklem Teint und mit prägnanter Nase. «Meine Währung war grenzenloses Selbstbewusstsein, das ich mangels Erfahrung nicht in Zweifel zog.»

Kaum eine Frau konnte sich seiner Wirkung entziehen. Eine seiner berühmtesten Eroberungen war eine adlige Nonne, die bei ihm «M.M.» heisst (Historiker vermuten eine Marina Morosini). Die junge Dame, die er aus ihrem Kloster auf Murano per Gondel in eine geheime Luxuswohnung entführte, «vermerkte mit Erstaunen, für wie viel Freuden sie empfänglich war», schreibt Casanova. «Ich habe ihr vieles gezeigt, was sie für Einbildung gehalten hatte, und sie gelehrt, dass der geringste Zwang die grössten Freuden verdirbt.» Aus der Affäre wird eine Ménage-à-trois, als sich M.M.s Liebhaber, der französische Gesandte, einfindet, und schliesslich kommt noch eine zweite Nonne hinzu, eine gewisse C.C. (höchstwahrscheinlich Caterina Capretta).

Memoiren als Therapie

In welchem Palazzo Casanova damals wohnte, ist umstritten. In Paris sprach ich mit dem Modedesigner Pierre Cardin, der Casanovas venezianisches Haus gekauft haben will. «Casanova war ein grosser Schriftsteller, ein grosser Reisender, ein grosser Rebell, ein grosser Provokateur», sagte Cardin. «Ich habe sein subversives Denken immer bewundert.» Cardins «Cà Bragadin» in der Calle della Regina vermittelt tatsächlich eine Ahnung vom üppigen Lebensstil der venezianischen Aristokratie im 18. Jahrhundert.

Casanovas glanzvolles Leben erfuhr eine dramatische Wendung, als er 1755, kurz nach seinem dreissigsten Geburtstag, verhaftet wurde. Spione der Inquisition hatten ihn als Betrüger, Freimaurer, Astrologen, Kabbalisten und Gotteslästerer denunziert (möglicherweise aus Rache für sein Interesse an einer der Mätressen des Inquisitors). Er wurde auf unbestimmte Zeit ins Gefängnis geworfen. Erst fünfzehn Monate später gelang es ihm, über das Dach zu entkommen.

Seine Flucht verschaffte ihm Berühmtheit an den europäischen Fürstenhöfen, aber bedeutete auch sein erstes Exil, das achtzehn Jahre dauern sollte. Nun begann sein Leben als Reisender. Ein eifriger Forscher hat herausgefunden, dass Casanova in seinem Leben fast 60 000 Kilometer zurückgelegt hat, zumeist per Kutsche auf katastrophalen Strassen. Er nannte sich «Chevalier de Seingalt» (Casanova war der ultimative Selbstdarsteller), machte in Paris mit der Gründung der Nationallotterie ein Vermögen, nur um das Geld in den Spielclubs von



«Ich war geboren für das andere Geschlecht»: Casanova mit Cécile, Illustration um 1850.

London, in den Literatursalons von Genf und in den Bordellen von Rom mit beiden Händen wieder auszugeben. Er duellierte sich in Polen (beide Kontrahenten trugen Verletzungen davon), er kam in Preussen mit Friedrich dem Grossen zusammen, in Genf mit Voltaire und in Sankt Petersburg mit Katharina der Grossen. Und immer genoss er die Gesellschaft unabhängiger Frauen, wie etwa der klugen Nichte eines Schweizer Pfarrers («Hedwig») und ihrer Cousine («Helena»). Über seine flüchtigen Affären schreibt er: «Es gibt ein Glück, das vollkommen und echt ist, solange es dauert, doch wenn es vorbei ist, verlöscht es nicht, denn wer es erfahren, kann sich seiner erinnern.»

Mit den Jahren musste Casanova feststellen, dass Attraktivität und Manneskraft nachliessen. Die jungen Schönheiten, die er so bewunderte, wiesen ihn immer öfter ab. Einen ersten Knacks erlitt sein Selbstvertrauen, als die siebzehnjährige Londoner Kurtisane Marie-Anne Geneviève Augspurgher, genannt «La Charpillon», ihn wochenlang hinhielt und schliesslich verspottete. («An diesem fatalen Tag begann ich zu sterben», schrieb der damals 38-Jährige.) In ganz Europa erlebte er Schmach und Demütigung. «Die Fähigkeit, auf den ersten Blick zu gefallen, die ich so lange in solchem Übermass besessen, liess mich immer öfter im Stich.»

1774 kehrte er, 49-jährig, mit einem Pardon der Inquisition nach Venedig zurück. Doch in seiner wachsenden Verdriesslichkeit schrieb er eine Satire, die einflussreiche Personen beleidigte, weshalb er sich genötigt sah, neun Jahre später abermals zu fliehen. Gealtert, erschöpft und mittellos, zog er von einem europäischen Hof zum nächsten, mit seltenen Glanzpunkten wie etwa der Begegnung mit Benjamin Franklin 1783 in Paris, mit dem er über Heiss-

luftballons sprach. Seine Chancen verbesserten sich mit seiner Ernennung zum Sekretär des venezianischen Gesandten in Wien, den er auf dessen regelmässigen Reisen nach Prag begleitete. Als sein Gönner 1785 starb, sah es wirklich schlecht aus für Casanova. («Fortuna verschmäht das Alter», schrieb er.) Praktisch mittellos, musste er das Angebot des jungen Grafen Josef Waldstein annehmen, der ihn als Bibliothekar nach Schloss Dux in Nordböhmen holte. Es war ein ziemlicher Abstieg.

«Casanova hat ein sehr einsames Leben hier geführt», erzählte Marian Hochel, Museumsdirektor auf Schloss Dux (heute Duchcov). «Er



In bester Gesellschaft: Benjamin Franklin.



Unersättlicher Verführer: Playboy Casanova.

war ein Exzentriker, er war Italiener, er sprach kein Deutsch, hatte keinen Kontakt zu den Leuten. Für ihn, den weitgereisten Mann, war Dux sehr klein.» Casanova fuhr oft in den nahegelegenen Kurort Teplitz oder nach Prag, wo er in die Oper gehen konnte und mit berühmten Männern zusammentraf, beispielsweise mit Lorenzo da Ponte, Mozarts Librettisten, und höchstwahrscheinlich auch mit Mozart selbst. Aber er machte sich viele Feinde in Dux, und die machten ihm das Leben schwer – Graf Waldstein war ständig auf Reisen, und der übellaunige alte Bibliothekar stritt sich mit dem Personal, sogar über die richtige Zubereitung von Makkaroni.

Die Leute im Dorf lachten über ihn. Es war ein deprimierender letzter Akt für einen alternenden Lebemann. Casanova dachte sogar an Selbstmord. 1789 schlug sein Arzt vor, er solle seine Memoiren schreiben, das werde ihn von seiner Melancholie erlösen. Casanova stürzte sich in die Arbeit, die Therapie funktionierte. 1791 schrieb er seinem Freund Johann Ferdinand Opitz, dass er täglich dreizehn Stunden arbeite und guter Dinge sei. «Welche Freude, sich an vergangene Freuden zu erinnern! Es amüsiert mich, weil ich nichts erfinde.»

Casanova pflegte weiterhin seine umfangreiche Korrespondenz mit Freunden in ganz Europa. Seine Lebenslust wird daraus ebenso deutlich wie seine dunkleren Beobachtungen. «Sein Ziel war es, ein ehrliches Bild der *Conditio humana* zu zeichnen», sagt Vitelli. «Mit schonungsloser Aufrichtigkeit schreibt er über seine schwindenden Fähigkeiten, über seine Enttäuschungen und darüber, wie elend das Leben für ihn wurde.» Casanova selbst sagt: «Mein Leben ist mein Stoff, und mein Stoff ist mein Leben.» Seine Aufzeichnungen enden abrupt mit der Schilderung einer Reise, die er als 49-Jähriger nach Triest unternimmt.

Niemand weiss, warum er genau hier aufhörte. Vielleicht wollte er seine Geschichte vor dem fünfzigsten Lebensjahr beenden, als er das Leben nicht mehr wie früher genießen konnte, und kam später nicht mehr dazu, sein Werk fertigzustellen. Und 1797 erfuhr er, dass sein geliebtes Venedig von Napoleon erobert worden war, was vielleicht seiner Wanderlust wieder Auftrieb gab. Jedenfalls plante er eine Reise, die er wegen einer Nierenerkrankung aber nicht antreten konnte.

Marian Hochel will zu einem revidierten Bild von Casanova als Geistesmenschen beitra-

gen. In den 1990er Jahren wurde in Schloss Dux ein kleines Museum eingerichtet, Bildnisse berühmter Bekanntschaften hängen an den Wänden, aber das eindrucksvollste Exponat ist ein alter Lehnstuhl, in dem Casanova (laut waldsteinscher Familienüberlieferung) sein Leben 1798 mit den Worten: «Ich habe als Philosoph gelebt und sterbe als Christ», ausgehaucht haben soll. Auf dem Sessel liegt eine rote Rose, leider eine künstliche. Nebenan sitzt eine Casanova-Puppe in zeitgenössischer Garderobe an einem Tisch, einen Federkiel in der Hand.

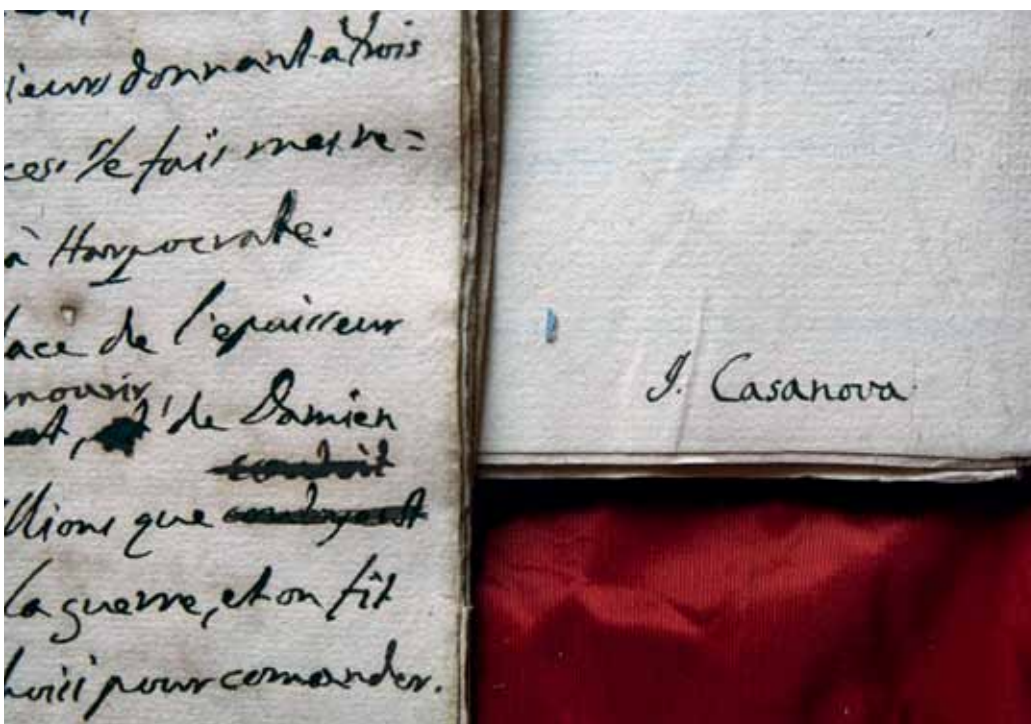
Licht in Casanovas Schlafzimmer

«Natürlich hat Casanova nicht hier geschrieben», erklärte Hochel. «Aber die alte Bibliothek kann leider nicht besichtigt werden.» Wir stiegen, vorbei an Baugerüsten und Farbern, die Wendeltreppe hinauf in den Süd-turm. Der grosse Bibliothekssaal, der zu kommunistischen Zeiten mit mehreren Wänden unterteilt worden war, dient heute als Abstellraum. Vorsichtig bahnte ich mir einen Weg über staubbedeckte Kronleuchter zum Fenster. Der Wind piffte durch die Ritzen.

«Für empfindsame Gemüter ist dies ein Spukschloss», sagte Hochel. «Ich habe schon Stimmen gehört. Eines Nachts habe ich Licht in Casanovas Schlafzimmer brennen sehen.»

Zuletzt besuchte ich die Kapelle der heiligen Barbara, in deren einer Mauer eine Gedenktafel eingelassen ist. 1798 wurde Casanova auf dem Friedhof beigesetzt, doch die genaue Lage seines Grabes geriet im frühen 19. Jahrhundert in Vergessenheit, als der Friedhof in einen Park umgewandelt wurde. Die Tafel wurde 1912 angefertigt, damit die Leute etwas zu sehen hatten. Für mich war es ein guter Ort, um über Casanovas Nachruhm zu sinnieren, der wie ein Kommentar über die unberechenbaren Launen von Leben und Kunst anmutet. «Casanova war zu Lebzeiten eine unbedeutende Figur», sagte Vitelli. «Er war das schwarze Schaf in der Familie. Seine jüngeren Brüder [beide Maler] waren berühmter, was ihn wurmte. Wenn er nicht seine wunderbaren Memoiren geschrieben hätte, wäre er bestimmt bald in Vergessenheit geraten.»

Die wenigen Tschechen, die von Casanovas produktiven Jahren in Böhmen wissen, wundern sich, dass sein Manuskript in Frankreich zum nationalen Kulturgut erklärt wurde. Wo das Manuskript aufbewahrt wird, ist letztlich egal. Vielleicht ist die universale Verfügbarkeit der digitalisierten Handschrift das schönste Denkmal. Casanova gehört der ganzen Welt.



«Mit schonungsloser Aufrichtigkeit»: Manuskript von Ende der 1780er Jahre.



Tony Perrottet

ist Spezialist für historische Themen und Autor von fünf Büchern. Der gebürtige Australier lebt in New York.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Alles ist Roth

Roviva ist das älteste Industrieunternehmen im Land, das noch unter dem Gründungsnamen produziert. Als der Matratzenhersteller den Betrieb aufnahm, war Napoleon noch nicht einmal geboren. Peter Patrik Roth, der heutige Chef, ist der Vertreter der neunten Generation. *Von René Lüchinger und Julian Salinas (Bild)*

Auf diesen Schultern lastet Geschichte. Peter Patrik Roth, studierter Betriebswirt HSG, ein grossgewachsener Mann mit kräftigem Händedruck und breitem Berner Dialekt, ist verwurzelt hier in Wangen an der Aare. Seit neun Generationen produzieren die Roths im Städtchen am Fluss; die heutige Roviva, Roth & Cie AG, Matratzen- und Bettenfabrik ist das älteste Schweizer Industrieunternehmen, welches über ein Vierteljahrtausend nach der Gründung noch immer unter dem Ursprungsnamen firmiert. Das bedeutet für den vorläufig Letzten in der Generationenfolge eine gewaltige Verpflichtung. «Ein gewisser Druck besteht schon, das Unternehmen in die zehnte Generation zu führen», sagt Roth und fährt wie zur Unterstützung der Bedeutung seiner Worte die Arme aus. Noch habe er die passende Frau aber nicht gefunden, und folglich habe er auch noch keine Kinder.

Alles begann im Jahre 1748. Als der erste Roth, Johannes Roth-Jäggi, in den Gemeindebüchern von Wangen erstmals als «Haarsieder» erwähnt wurde und inländisches Pferde- und Kuhschweifhaar zu Sitzpolster für Möbel

«Ein gewisser Druck besteht schon, das Unternehmen in die zehnte Generation zu führen.»

und Kutschenbänke verarbeitete, war Napoleon Bonaparte noch nicht einmal geboren. Als der zweite Roth 1771 in die Firma eintrat, erhielt das Wahrzeichen in der nahe gelegenen Stadt Bern, der Zytglogge-Turm, nach einem Umbau gerade sein heutiges Aussehen, und beim Tod des dritten Roth im Jahre 1846 gab es in der Schweiz noch keine Eisenbahn. Zum Lebensende des vierten Roth, 1874, hatte sich das Schweizer Volk gerade eine moderne Verfassung gegeben, und als der fünfte Roth 1893 starb, war die Badener Brown, Boveri & Cie. gerade einmal zwei Jahre alt; beim Tod des sechsten Roth, 1933, war der Nazi Adolf Hitler Kanzler in Deutschland. Im Jahre 1948 feierten die sechste und die siebte Generation der Roths das 200-Jahre-Jubiläum ihres Familienunternehmens. Der Zweite Weltkrieg war gerade vorbei, und es herrschte wieder so etwas wie Zukunftsglaube.

Die Welt hatte sich in Riesenschritten verändert in diesen 200 Jahren. In Wangen jedoch, wo die Aare seit Generationen gemächlich an der Fabrik vorbeifliesst, waren die Roths ihrem



«Von Kindesbeinen an war klar, dass dies auch mein Weg sein würde»: Peter Patrik Roth, Vater Peter Paul.

angestammten Geschäft lange Zeit treu geblieben. Sie verarbeiteten Rosshaar später auch in Bettmattzen, schliesslich kamen Borsten für Pinsel und Bürsten dazu – noch in den 1970er Jahren fanden diese, als Zahnbürsten veredelt, ihren Weg bis nach Amerika. Und doch waren die Vorboten kommender Veränderungen beim 200-Jahr-Jubiläum bereits spürbar. «Er ruht auf Rosshaar wunderbar», so stand es auf einem Holzwagen geschrieben, mit dem die Firma Roth früher ihr Produkt über Generationen zu den Sattlern in der Umgebung gekarrt hatte, und nun wurde klar, dass dieses Geschäftsmodell langfristig keine Zukunft mehr hatte – die Firma musste sich häuten in eine neue Zeit hinein.

SBB, Schindler, Opel, Swissair

Ein erstes Mal geschah dies bereits in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, als während des Zweiten Weltkriegs immer weniger Ballen von argentinischem Rosshaar den Weg vom Hamburger Hafen bis nach Wangen fanden – Roth stieg teilweise auf die Gummihaarproduktion um, fabrizierte Polster und Sitze für die SBB, für Bahnwagonfabriken wie Schindler oder SIG in Neuhausen am Rheinfall, für den Lastwagenfabrikanten Saurer, eine Montagefabrik von Opel in Biel, später sogar auch für die Swissair. Die meisten dieser Produktionen verschwanden im Laufe der Zeit, wie auch die Sattler in der Umgebung von Wangen, denen Roth Anfang der sechziger Jahre noch tonnenweise Rosshaar verkauft hatte. «Die Matratzenfabrikation verlagerte sich allmählich vom Handwerker in die Fabrik», sagt Peter Patrik Roth, «die gute alte Rosshaarmatratze, mit handwerklichem Geschick durch den Sattler hergestellt, bekam Konkurrenz, zuerst durch die Federkern- und später durch die Schaumstoffmatratze.»

Als der Vater, der heute über siebzigjährige Peter Paul Roth, Mitte der sechziger Jahre in die Firma eintrat, stellte sich in der Tat die Existenzfrage: Wie weiter mit der Familienfirma? Konnte es eine Zukunft geben für einen Rosshaarverarbeiter, oder würde die achte Fabrikantengeneration der Roths die letzte sein? Im Grunde, das ahnte der neue Juniorchef wohl, konnte es nur einen Ausweg geben: Roth musste sich selber vom Zulieferer zum industriellen Matratzenhersteller weiterentwickeln. Selbst zum Preis, dass er damit traditionelle Rosshaarkunden verärgerte, ja zum Boykott seines Naturprodukts trieb.

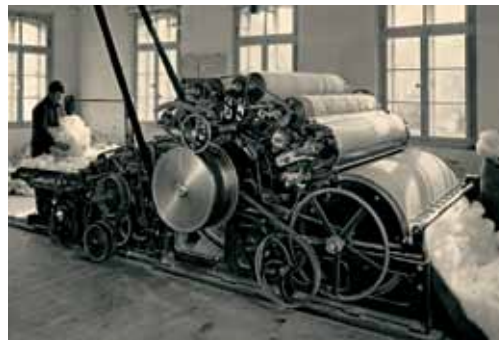
Eine eigene Matratzenproduktion bedeutete aber auch, dass die Firma vom namenlosen Zulieferer zum Produzenten eines Markenartikels werden musste. Noch immer firmierte das Unternehmen unter dem zwar traditionsreichen, aber sperrigen Roth & Cie. AG, und daraus wurde nun Roviva – zwei Buchstaben von Roth, zwei von Wangen und mitten im w eingeschoben ein i. Und so begann unter diesem Label im

Jahre 1966, in der achten Generation, die Matratzenherstellung bei Roth, mit einem anfänglich eher bescheidenen Produktionsvolumen von rund 15 Stück am Tag. Heute sind es täglich 200 und inzwischen auch rund 120 Lattenroste. Rosshaar wird freilich kaum mehr verarbeitet, dafür Kamelhaar aus der Mongolei, Wolle aus Australien, Seide aus Indien oder Latexschaum aus England. Die Welt hat Einzug gehalten bei Roviva in Wangen an der Aare, inzwischen wird auch exportiert, in die USA, nach Russland oder auch Südkorea, und einmal war sogar schon das koreanische Staatsfernsehen da und hat einen Film gedreht in der Fabrik.

Für Peter Patrik Roth, dessen Urururururur-grossvater einst die Firma gegründet hatte, sind die Schweiz, Wangen und das angestammte, ständig erweiterte Fabrikareal der Nabel sei-



Vorgeschmack: 200-Jahr-Jubiläum, 1948.



Der Tätigkeit treu geblieben: Wollkarde, um 1920.

ner Welt geblieben. Hier, im Heimmarkt, vertreibt er neunzig Prozent seiner Produktion, und er tut es nicht ohne Stolz als letzter namhafter rein schweizerischer Matratzenproduzent. «Die grossen inländischen Wettbewerber sind längst in ausländischem Besitz», meint er, «Bico und Happy sind nach Schweden verkauft worden, Swissflex und Superba nach Belgien.»

Der Chef lebt und arbeitet in seiner Fabrik

Einem Roth wäre solches nie in den Sinn gekommen, genauso wenig wie aus der Produktion auszusteigen und sich auf den reinen Handel mit Matratzen zurückzuziehen. «Das wäre ein Verrat an den Ahnen der Familie», sagt Peter Patrik Roth und hebt abwehrend die Hände. «Ich brauche das Rattern der Maschinen, den Klang der Nähmaschinen», sagt er und kämpft beim Rundgang durch die Fabrik stimmlich gegen den Lärm an, «und ich brau-

che alles auf dem Firmenareal hier.» Im Laufe der Jahrzehnte sind aus Alt und Neu und ursprünglich voneinander getrennten Gebäuden zusammenhängende Fabrikanlagen geworden. Das alte Fabrikstammhaus aus dem Jahre 1748 steht in renovierter Form noch immer – es dient heute als Werkstatt, Schreinerei und Büro – ebenso wie die alte Rosshaarwäscherei, die heute der Produktion dient. Oder auch das alte Wohnhaus, in welchem noch heute die Eltern wohnen – Peter Patrik Roth selber haust in einer Dachwohnung eines ehemaligen Mitarbeiterhauses. Es ist wie in alten Zeiten: Der Chef lebt und arbeitet in seiner Fabrik.

Im Grunde hat es für Peter Patrik Roth nie etwas anderes gegeben. «Von Kindesbeinen an war klar, dass dies auch mein Weg sein würde», sagt er. Und erzählt vom Grossvater, der seinerzeit erstmals eine Alternative zum Rosshaar suchen musste. Ein Patron alter Schule sei das gewesen. Erzählt vom Vater, der den Weg in die Matratzenproduktion ging, eher der Techniker, der im Privathaus neben der Fabrik zur Mittagszeit heimzukommen und von der Firma zu erzählen pflegte, und auch davon, wie der Sohn schon früh gelegentlich zu Lieferanten der Firma, Webereien in Belgien oder

Roviva ist der grösste Arbeitgeber im Ort. Und auch der bedeutendste Steuerzahler.

Schaumstoffherstellern in Österreich, mitgehen durfte. Und für Peter Patrik Roth waren seine Ausbildung an der Hochschule, seine Zeit in der Finanzabteilung der UBS, im Marketing von Renault Suisse oder bei einem Latexschaum-Lieferanten in England lediglich Vorbereitung auf das Kommende. Seit 2001 amtiert Peter Patrik Roth nun als operativer Chef der Roviva, hat die Verantwortung über 65 Mitarbeiter, Näherinnen oder Schreiner, die meist aus der Gegend, aus dem Jurasüdfuss, dem bernischen Langenthal oder dem Solothurnischen kommen. Seit dem vergangenen Herbst, als Vater und Schwester ihm, dem neunten Roth an der Spitze der Firma, die Aktien übertragen haben, ist er auch alleiniger Besitzer des Unternehmens. «Bei diesem Schritt», sagt er, «hat die drohende Erbschaftsteuer im Land sicherlich auch eine Rolle gespielt.» Dann ist da auch noch die Gemeinde Wangen an der Aare, für die der Firmenchef auch eine gewisse Verantwortung trägt. Roviva ist der grösste Arbeitgeber im Ort. Und auch der bedeutendste Steuerzahler.

So ist für alle Beteiligten zu hoffen, dass es mit Roviva so weitergeht, wie es seit 264 Jahren Usus ist. Irgendwann zieht der Roth der nächsten Generation in das private Familienanwesen auf dem Fabrikareal. Und irgendwann übernimmt in der Firma die zehnte Generation. ○



Essay

Verfechter der Freiheit

Die EU befindet sich im Blindflug. Der ausufernde Sozialstaat ist zu ihrem wichtigsten Markenzeichen geworden. Um zur Freiheit zurückzukehren, braucht es mutige Kämpfer wie Robert Nef.
Von Václav Klaus

Kein Zweifel: Robert Nef ist einer der letzten klassischen Liberalen in Europa. Nun mag es viele andere geben, die sich als Gegner des Kommunismus und des Sozialismus bekennen und als Freunde der Marktwirtschaft und der Demokratie. Wir wissen aber, dass sie weit davon entfernt sind, echte Anhänger der Freiheit und der freien Märkte zu sein. Wir wissen auch, dass sie nicht so aktive und wahrnehmbare Verteidiger der liberalen Prinzipien sind. Liberale Prinzipien, die Robert Nef (und mir) lieb und teuer sind.

Solche Leute bevorzugen zwar die Marktwirtschaft, wenn die Alternative eine zentrale Planungsökonomie ist, aber sie lassen keine Gelegenheit aus, zu betonen, dass «ungezügelt» Märkte irgendwie in Ordnung gebracht werden müssen. Sie schätzen die Produkte, die auf privaten Märkten angeboten werden, aber hängen dem Irrglauben an, dass immer mehr «öffentliche Güter» bereitgestellt werden müssen. Sie kennen die tragischen Konse-

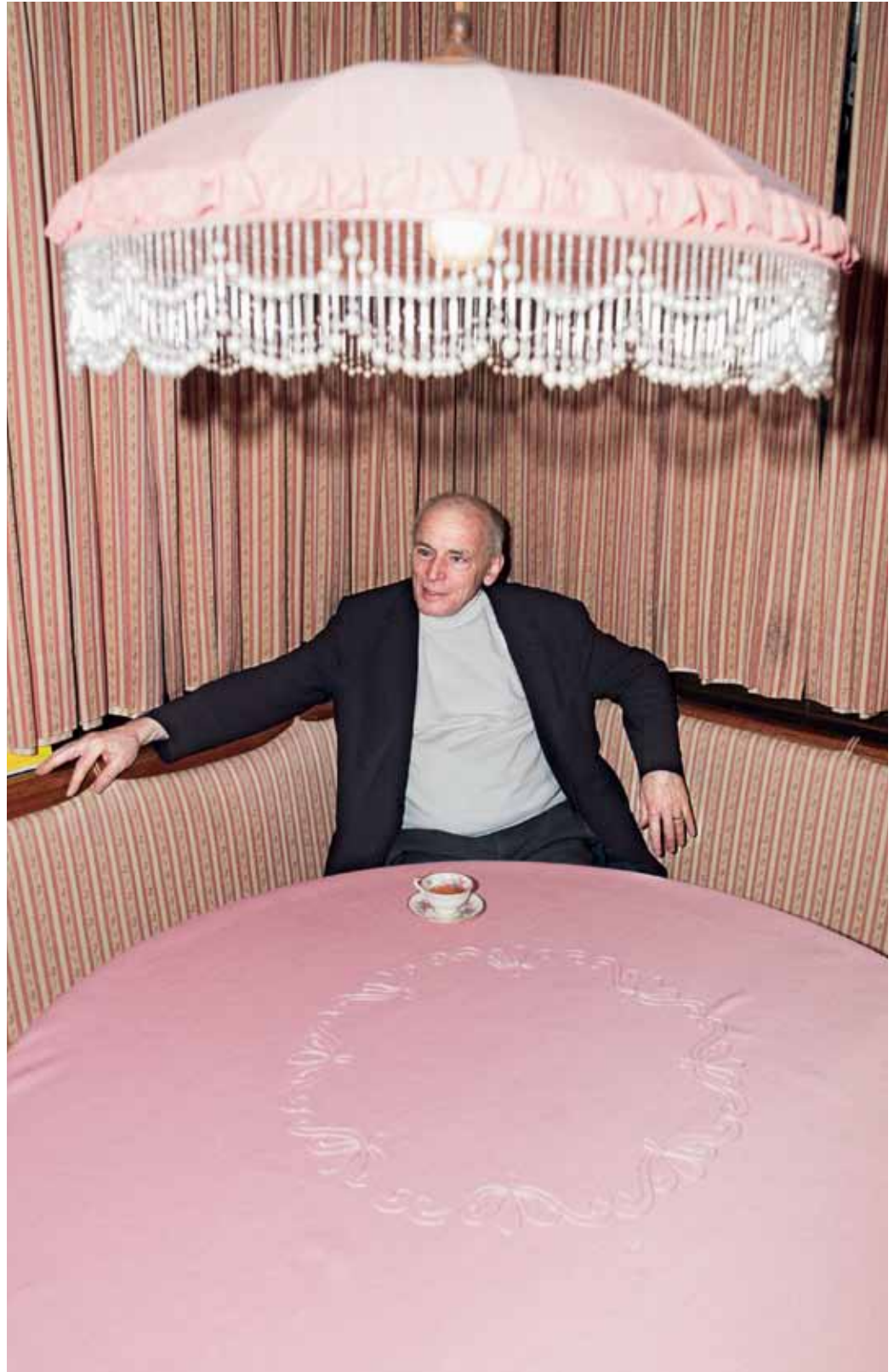
Sie wissen, dass Märkte durch Regulierung nicht verbessert werden können.

quenzen des Versagens von Staaten und Regierungen, doch sie protestieren nicht gegen das populistische Geschwätz von «Marktversagen». Sie sehen die unbestreitbaren Vorteile des Marktes, doch sie sprechen über die destruktive Rolle von Marktteilnehmern mit «asymmetrischer Information». Sie wissen, dass Märkte durch Regulierung nicht verbessert werden können, doch sie protestieren nicht gegen die ineffiziente, hochgradig regulierte europäische Mischform von Marktwirtschaft und Sozialismus.

Schlimme Auswirkungen

Ich würde diese Einstellung als «Softliberalismus» bezeichnen und befürchte die schlimmsten Auswirkungen dieser derzeit vorherrschenden Strömung. Sie manifestiert sich politisch (beispielsweise in der deutschen FDP), aber auch akademisch in manch einem «liberalen Institut» auf der Welt.

Robert Nef, dem ich an mehreren Treffen der Mont Pelerin Society begegnen durfte, ist anders. Er ist kein Softliberaler». Er ist ein



«Je privater, desto besser»: Jurist Nef, Stiftungsratspräsident des Liberalen Instituts.

wahrer Verfechter des klassischen Liberalismus, der Freiheit, der Demokratie, von Hayek und Mises. Ich mag seinen Grundsatz «Je privater, desto besser» (zu Papier gebracht in seinem Beitrag zur Festschrift «Der Freiheit verpflichtet», die 2007 anlässlich des 80. Geburtstags von Otto Graf Lambsdorff erschienen ist). Robert Nef sieht glasklar, dass Politiker, die zugeben, dass «Planwirtschaft auf die Dauer nicht funktioniert, für die Beibehaltung staatlicher oder halbstaatlicher Lösungen» plädieren (in seiner Rede «Die Existenzkrise des Wohlfahrtsstaates», gehalten am Hayek-Colloquium am 9. September 2011 im österreichischen Obergurgl).

Teufelskreis der Umverteilung

Ende November 2011 habe ich ein Buch mit dem Titel «Europäische Integration ohne Illusionen» veröffentlicht (auf Tschechisch erschienen im Prager Knizní Klub). Ich argumentiere darin, dass sich die europäische Integration und mit ihr ganz Europa in einen Blindflug begeben hat.

An der Buchvernissage habe ich Folgendes gesagt:

Nachdem ich das Buch dem Verlag geschickt hatte, fiel mir ein interessanter Text in die Hände, geschrieben von Robert Nef, einem klassischen Schweizer Liberalen – einem der letzten in Europa. Auch Nef sagt in diesem Text, dass Europa sich in einen Blindflug begeben hat. Was aussieht wie ein Bonmot (das ich selbst auf Seite 8 meines Buchs verwende), wird bei Nef durch folgenden Nachsatz abgeschlossen: «Am Ende einer Sackgasse bleibt nur ein Rückweg offen.»

In anderen Worten: Wenn die Weiterfahrt versperrt ist, gibt es nur noch den Weg zurück. Auf Europa bezogen, heisst das, dass wir die Entwicklung der letzten Jahrzehnte rückgängig machen müssen: sowohl das rasche Wachstum des bevormundenden Wohlfahrtsstaates als auch die Auflösung der europäischen Staaten durch die Übertragung von Kompetenzen nach Brüssel.

«Grenzenlos wachsende Ansprüche»

Robert Nefs Feststellung, dass «am Ende einer Sackgasse» nur der Rückweg offenbleibe, und sein Zusatzpunkt, dass die «Sackgasse» sich vom «Engpass» unterscheidet, sind hochgradig entscheidend. In einem «Engpass» hilft die Strategie «Weiter so mit vermehrten Kräften». In der Sackgasse ist diese Haltung verheerend.

Wir, die wir den Grossteil unseres Lebens im Kommunismus verbracht haben und jetzt das Leben im europäischen Wohlfahrtsstaat «geniessen» dürfen, sehen gemeinsam mit Robert Nef und mit gleicher Schärfe den «Teufelskreis unbegrenzter wohlfahrtsstaatlicher Umverteilung» (ebenfalls eine Aussage aus der Rede am Hayek-Colloquium). Gemeinsam mit ihm diagnostizieren wir den Übergang der «grenzenlosen Unzufriedenheit in die gren-

zenlos wachsenden Ansprüche» als das politische Grundproblem der westlichen und europäischen Politik.

In meiner gleichzeitig vorbereiteten Rede habe ich den Gedanken angeregt, dass «die Probleme Europas nicht im engeren Sinne wirtschaftlicher Natur sind, sondern dass sie mit der europäischen Zivilisation und Kultur zu tun haben» (erschieden in der tschechischen Zeitschrift *Euro* vom 12. Dezember 2011). Auch Robert Nef sagt, dass die heutige Krise «nicht primär finanziell, sondern kulturell» sei. Wie Robert Nef sehe ich die dauernd wachsenden Ansprüche – ohne jeden Bezug zu einer eigenen Leistung – als Blindflug.

Robert Nef erachtet in seinem Beitrag für die *Finanz und Wirtschaft* (September 2010) «Die Grenzen der Souveränität staatlicher Macht» die EU als «merkantilistischen und interventionistischen Binnenmarkt». Denn die EU beruhe «auf einem veralteten, territorialen, etatistischen und korporatistischen Konzept», wo Lobbyisten und die EU-Bürokratie «organisiert zusammenwirken».

Wollen wir massenhaft Geld schicken?

Nach dem Rettungsgipfel vom vergangenen Dezember müssen wir folgende Debatte führen: Wollen wir uns an der Verwandlung der EU in die EFU (Europäische Fiskalunion) beteiligen, und sollen wir dem Internationalen Währungsfonds massenhaft Geld schicken, um den überschuldeten Ländern der Eurozone zu helfen? Ein Untertitel von Nefs Zei-

Wenn die Weiterfahrt versperrt ist, gibt es nur noch den Weg zurück.

tungsbeitrag lautet: «Nur Kosten, kaum Einfluss». Das ist genau das Gefühl, das mich in der Tschechischen Republik beschleicht. In Europa sollten wir froh sein, dass wir Robert Nef haben. Nur mit Menschen wie ihm kann die Freiheit nach Europa zurückkehren.

Václav Klaus ist seit 2003 Präsident der Tschechischen Republik. Der Ökonom und EU-Skeptiker gilt als einer der herausragendsten und umstrittensten Liberalen Europas.

Dieser Beitrag erscheint im englischen Original («Is There a Chance to Return Europe to a Free Society?») in der Festschrift zum 70. Geburtstag von Robert Nef.

Aus dem Englischen von Florian Schwab

Festschrift

Liberales Zeugnis

Mehr als 60 inspirierende Kurzbeiträge für die Freunde der Freiheit.

Das von Robert Nef mitgegründete und bis heute präsierte Liberale Institut in Zürich ist Anlaufstelle für jene, welche die Freiheit schützen wollen vor dem ausufernden Staat. Drei langjährige Weggefährten aus dem Stiftungsrat des Instituts geben eine Festschrift zum 70. Geburtstag von Robert Nef heraus: Pierre Bessard (Nefs Nachfolger als Direktor), der Zürcher Anwalt Daniel Eisele sowie der Küsnachter Pfarrer Peter Ruch.

Sie haben in den vergangenen Monaten Beiträge gesammelt von liberalen Mitstreitern aus Politik, Wirtschaft und Medien, aber auch von persönlichen Freunden des Jubilars und aus dem Kreis seiner Familie. Unter den bekanntesten Autoren sind der tschechische Präsident Václav Klaus, Avenir-Suisse-Direktor Gerhard Schwarz (bis vor kurzem «liberales Gewissen» der NZZ), Investor Tito Tettamanti, die Bankiers Konrad Hummler und Karl Reichmuth, Nationalrat Filippo Leutenegger, *BaZ*-Chefredaktor Markus Somm und alt Bundesrat Christoph Blocher. Aus dem Kreis der *Weltwoche* sind unter anderem Chefredaktor und Verleger Roger Köppel und Kolumnist Andreas Thiel mit Beiträgen vertreten.

Die Kurzbeiträge der über sechzig Autoren sind eine Mischung aus Bekenntnissen, scharfen Analysen und persönlichen Erinnerungen. Sie zeigen die Lebendigkeit und das breite Spektrum des Liberalismus und die Bedeutung der Schweiz als liberaler Denkplatz. Die Schrift ist ein ermutigender Appell an alle Liberalen, «Robert Nef» in sich zu entdecken. Das bedeutet, sich streitlustig und überzeugt für die Freiheit ins Zeug zu werfen. Dabei kann man sich auf den griechischen Philosophen Perikles berufen, der das Motto für Robert Nefs Lebenswerk (und somit für die Festschrift) bereits vor mehr als 2000 Jahren formulierte: «Wir halten das Glück für die Frucht der Freiheit und die Freiheit für die Frucht der Tapferkeit.» *Florian Schwab*



60 Autoren über die Freiheit

Peter Ruch, Pierre Bessard, Daniel Eisele (Hrsg.): Robert Nef – Kämpfer für die Freiheit. Hommage an einen bedeutenden Liberalen. Edition Swiss Liberty.

Meine Scheidung

Ich kümmerte mich um die Kinder und blieb zu Hause. Meine Frau arbeitete wieder 100 Prozent in ihrem Beruf. Der von vielen herbeigesehnte Rollentausch zerstörte meine Ehe. Weder meine Frau noch ich kamen damit zurecht.

Von Marc Adler
und Jörn Kaspuhl (Illustration)

Es war der Anfang vom Ende, als meine Frau die Rolle der Versorgerin übernahm und ich mich verstärkt als Hausmann betätigte. Ich sass mit Anna und unseren beiden Buben Linus und Maurice in einer Pizzeria beim Mittagessen, als mein Mobiltelefon vibrierte und den Empfang einer E-Mail anzeigte. Es war mein Chef, der mir mitten in meinen Ferien Vorhaltungen machte. Der Mann hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, mich genau dann zu belästigen, wenn ich Zeit mit meiner Familie verbrachte.

Halb im Spass sagte ich deshalb zu Anna, dass sie nun doch noch Karriere machen könne. In der Luft hing nämlich das Angebot ihres Arbeitgebers, Annas Teilzeitpensum in eine 100-Prozent-Stelle umzuwandeln. «Okay, aber wer kümmert sich um die Kinder?», fragte sie. «Ich kündige, mache mich selbständig und arbeite nur noch zu 60 Prozent. Dann kann ich mich auch den Jungs und dem Haushalt widmen. Und dreimal pro Woche bringe ich die Buben weiterhin in die Krippe.»

Frustration auf beiden Seiten

Dies ist ein persönlicher Erfahrungsbericht ohne jeden Anspruch auf Objektivität. Bei den Namen handelt es sich um Pseudonyme, und meine Frau hatte nie Gelegenheit, sich zum Text zu äussern. Nach Ablauf meiner Kündigungsfrist begann mein Leben als Hausmann und freier Journalist. Allerdings hatten Linus und Maurice, damals vier und sechs Jahre alt, noch nie erlebt, dass ihr Vater morgens in die Firma ging und erst abends wieder nach Hause kam. Seit zehn Jahren war ich das Büroleben nicht mehr gewohnt, ich arbeitete stets von zu Hause aus, wenn auch als Angestellter. Wenn ich nicht gerade auf Auslandsreportage war, befand ich mich immer in der Nähe der Kinder. Anna dagegen war nach ihren beiden Schwangerschaftsurlauben an ihre Teilzeitstelle als Controller zurückgekehrt. Wir glaubten, dass der Rollentausch mehr oder weniger reibungs-



Sie war in Erzählstimmung, während ich ihr am liebsten die Kinder überlassen hätte: Feierabend

los über die Bühne gehen werde, weil ich schon vorher und stärker als andere Väter in Kindererziehung und Haushalt eingebunden war.

Schon bald stellte sich das aber als grosse Illusion heraus. Ich hatte den Einstieg in die Selbständigkeit und die damit verbundenen Existenzängste unterschätzt. Anna dagegen

Am liebsten hätte sie meinen Arbeitsalltag durchorganisiert und neu ausgerichtet.

lastete die Verantwortung, für den grösseren Teil des Einkommens aufkommen zu müssen, schwer auf den Schultern. Sie ist eine sparsame Frau, hatte es bisher aber mir überlassen, finanzielle Angelegenheiten zu regeln. Erste Vorwürfe, mit Geld zu leichtfertig umzugehen, machte sie mir, als ich einen neuen Computer und eine Fotokamera für Reportagen anschaffte. Plötzlich sprach Anna nicht mehr von

unserem gemeinsamen Einkommen, sondern von ihrem Geld, das ich im Begriff sei, mit beiden Händen zum Fenster hinauszuerwerfen. Um die Miete für ein externes Büro zu sparen, arbeitete ich von einem kleinen Pult am Fenster unseres Esszimmers aus. Wenn Anna abends von der Firma nach Hause kam, störte sie sich manchmal an meiner wortkargen Begrüssung. Sie war in Erzählstimmung, während ich ihr am liebsten die Kinder überlassen hätte. Der Abgabetermin für meinen Artikel war nur noch eine halbe Stunde entfernt. Da prallten vollkommen unterschiedliche Erwartungen aufeinander – mit entsprechender Frustration auf beiden Seiten.

In solchen Stresssituationen empfand ich Anna als ausgesprochen rücksichtslos. Sie tat nichts, um den Lärm der herumtollenden Jungs zu dämpfen. Sie hatte Feierabend und konnte es nicht verstehen, dass es bei mir vor Redaktionsschluss regelmässig Druck gab. Am liebsten hätte sie meinen Arbeitsalltag



für die Frau.

durchorganisiert und neu ausgerichtet. Zugleich konnte sie aber empfindlich reagieren, wenn ich meine häuslichen Pflichten arbeitsbedingt vernachlässigte und sie einen halb-leeren Kühlschrank vorfand. Sie hatte wenig Verständnis für die Unwägbarkeiten meiner Selbständigkeit und bemäkelte meine Auftraggeber, die ihr entweder zu wenig seriös oder politisch nicht genehm waren. Wäre es nach ihr gegangen, hätte ich das Projekt Selbständigkeit möglichst rasch aufgeben und mir wieder eine feste Anstellung suchen müssen. Es wurde mir immer klarer, dass Anna meine Kündigung für eine Fehlentscheidung hielt. Stellte sie damit aber nicht auch unseren Rollentausch in Frage?

Insgeheim diagnostizierte ich bei ihr ein schlechtes Gewissen, die Kinder einem Rabenvater ausgeliefert zu haben. Jedes Versäumnis, jeden Fehler, den ich mit den Jungs machte, münzte sie in die Frage um: «Kann ein Mensch, der sich so verhält wie du, seine Kinder über-

haupt lieben?» Auslöser waren simple Dinge wie ein in Annas Augen zu wenig warmer Pull-over, den ich Maurice am Morgen angezogen hatte. Oder die Tatsache, dass ich den Jungs einmal pro Woche eine Süßspeise kochte und ihnen damit angeblich zu viel Zucker zumutete. Dass ich im Gegenzug keine Süßigkeiten und zuckerhaltigen Getränke im Haushalt tolerierte, spielte keine Rolle. Und es hielt sie auch nicht davon ab, den Kindern am Wochenende geröstete Getreideflocken zu verabreichen, deren Zuckergehalt 35 Prozent betrug. Mich beschlich das ungute Gefühl, dass ich es meiner Frau nur recht machen konnte, wenn ich ihre Anweisungen aufs genaueste befolgte.

Wieder Mama sein

Trotz unseres Rollentauschs gab es im Haushalt immer noch eine eingeschränkte Arbeitsteilung: Ich wusch die Wäsche, und Anna faltete sie am Abend zusammen und versorgte sie im Schrank. Heftig konnte Anna werden,

wenn sie mich dabei ertappt zu haben glaubte, ihre wertvolle Unterwäsche unsachgemäß gewaschen zu haben. Für höchst ineffizient hielt sie auch meinen Einkaufsrhythmus. Weil ich zu Hause zu vereinsamen drohte, ging ich fast jeden Tag in den Supermarkt. Dadurch hatten wir immer frische Nahrungsmittel. Anna fuhr dagegen lieber einmal pro Woche mit dem Auto zum Grosseinkauf – mit dem Resultat, dass ein guter Teil des Essens später verdarb.

Die beste Zeit hatte ich mit Anna, wenn ich meine Arbeit auf die lange Bank schob und dafür mit den Jungs Ritterburgen oder Freibäder besuchte. Das mochte sie. Ihre Liebe ging nicht mehr durch den Magen, sondern durch unsere Kinder. Ich gewöhnte es mir an, mich jeweils kurz vor Annas Rückkehr vom Büro zu den Jungs auf den Teppich zu legen und mich mit ihnen spielerisch zu balgen. Dann waren wir alle vier glücklich. Eines Abends kam Anna nach Hause und warf sich noch in ihrem schi-

Ihre Liebe ging nicht mehr durch den Magen, sondern durch unsere Kinder.

cken Deux-Pièces aufs Sofa. Während sie dort Zeitung las, machte sie mir Vorhaltungen, die Wohnung sei unaufgeräumt und das Abendessen stehe noch nicht auf dem Tisch. Unsere Diskussionen über das, was ich bei ihr als Kontrollwahn und sie an mir als chaotisch empfand, wurden länger und verbissener. Sie warf mir vor, die Kinder zu streng zu erziehen, während ich ihre Methoden für zu wenig konsequent hielt. Auch machte ich bei ihr einen Drang aus, die Jungs ständig zu «bespielen», statt sie dann und wann auch sich selbst zu überlassen. Ich sprach immer öfter von Trennung. Es war Zeit für eine Paartherapie.

Der Psychologe, den wir zusammen aufsuchten, riet uns, meine Arbeitssituation zu ändern. Er empfahl ein externes Büro, in dem ich arbeiten konnte, wenn die Jungs im Kindergarten oder in der Krippe waren. Die mangelhafte Trennung zwischen Job einerseits und Haushalt bzw. Kindererziehung andererseits führe dazu, dass ich meine Arbeit zu wenig wertschätze.

Ich allerdings hatte den Eindruck, dass ich vor allem unter Annas Geringschätzung litt. Auf fast alles, was ich tat, reagierte sie mit Nörgelei. Sie kam nicht damit zurecht, dass ich mehr Zeit als sie mit den Kindern verbrachte. Sie wollte ihre alte Rolle zurück: Mama im Hauptberuf, Controller als Teilzeitangestellte. Plötzlich war Karriere kein Thema mehr. Unsere Beziehung war schon vorher schwierig gewesen, aber der Rollentausch gab ihr jetzt den Todesstoss. Heute sind wir glücklich geschieden und teilen uns die Kinder. Jeder ist nun wieder Elternteil, Versorger und Haushälter in einem. Aus der Traum vom Rollentausch. ○

«Wie ein Drama von Shakespeare»

Sie nennen ihn den «Advokaten des Teufels». Er verteidigte Terroristen, Nazis und Diktatoren. Zu seinen Freunden zählten Mao, Pol Pot und Che Guevara. Ein Gespräch mit Jacques Vergès – dem berühmtesten und umstrittensten Anwalt der Welt. *Von Claas Relotius und Tomas van Houtryve / VII (Bild)*

Maitre Vergès, geben Sie es zu: Die Bezeichnung «Advokat des Teufels» schmeichelt Ihnen.

Die Presse liebt es, die Dinge zu vereinfachen. Die Leute brauchen immer ein Gut und ein Böse. Das macht das Leben leichter. Viele wissen jedoch nicht, dass der *Advocatus Diaboli* eigentlich eine Figur aus dem Katholizismus ist und im Vatikan eine sehr bedeutende Rolle spielt: Geht es um die Seligsprechung eines Verstorbenen, ist es nämlich der sogenannte Anwalt des Teufels, der alle Sünden und alles Belastende gegen diese Person ins Feld führt. Er entscheidet also letztlich darüber, ob jemand den Heiligenschein tragen darf oder nicht.

Ihnen gab man diesen Beinamen, weil Sie einige der schlimmsten Verbrecher des 20. Jahrhunderts verteidigt und beraten haben, unter anderen den Nazi Klaus Barbie, Serbiens Ex-Diktator Slobodan Milosevic und den Terroristen «Carlos». Wieso haben Sie diese Fälle übernommen?

Weil sie mich sehr interessiert haben. Freud hat einmal gesagt: «Um jemanden verstehen und bekämpfen zu können, muss man wissen, wer er ist.» Die Medien schüren gerne die Fantasie, es handle sich bei diesen Verbrechern um Monster. Aber das ist falsch. Der Jude Primo Levi berichtete über Auschwitz, dass die Büros der Konzentrationslager nicht voller Monster gewesen seien. Es waren gewöhnliche Leute, die dort arbeiteten. Barbie zum Beispiel war bekennender Katholik. Ich wollte verstehen, wie aus so jemandem ein Nazi wird.

Haben Sie es verstanden?

Der Prozess fand 45 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Es ist schwer, jemanden nach so langer Zeit noch zu beurteilen. Aus dem arroganten Offizier von damals war inzwischen ein alter Mann geworden, dessen Weltbild nicht mehr das gleiche war. Ich habe ihn wie einen reaktionären Franzosen erlebt. Barbie hat weder die Konzentrationslager geplant, noch hat er Massenvernichtungen angeordnet. Ich will seine Taten nicht rechtfertigen. Aber während seiner Zeit als Gestapo-Chef in Frankreich war er nicht besser oder schlechter als ein Offizier, der in einem besetzten Land Befehle entgegennimmt und seine Arbeit macht.

Glauben Sie das wirklich? Barbie liess Tausende Menschen willkürlich misshandeln, foltern und töten. Er war ein Sadist, der nicht grundlos als «Schlächter von Lyon» bekannt wurde.

Was er in Frankreich gemacht hat, das hat zur selben Zeit ein französischer Soldat in Algerien gemacht. General Aussaresses liess Algerier in den Amtsstuben der französischen Armee foltern. Auch die Methoden in Guantánamo heute unterscheiden sich nicht davon. Es gibt dort Soldaten, die ihre Arbeit tun, weil sie Befehle von Typen erhalten, die ihren Abschluss in Harvard gemacht haben. In Deutschland wurde das Konzentrationslager Dora von dem Architekten Albert Speer geplant, der im Regime der Nazis viel mehr Verantwortung hatte als Barbie. Gleichzeitig war Speer ein Mann, mit dem man wahrscheinlich die ganze Nacht ein interessantes Gespräch über Nietzsche hätte führen können. Ich will damit sagen: Die grösseren Verbrecher sind oft die kultivierteren und gebildeteren Persönlichkeiten.

Sie hatten sich als Siebzehnjähriger freiwillig zur Armee gemeldet und im Zweiten Weltkrieg gegen die Besatzung der Nazis gekämpft. Haben Sie nicht allein deshalb gezögert, Barbie zu verteidigen?

Nein. Während des Krieges habe ich gegen ein System gekämpft, gegen den Faschis-

«Mein Gesetz ist es, keine Gesetze zu respektieren. Sie halten nur den Lauf der Geschichte auf.»

mus. Später habe ich einen einzelnen Mann verteidigt, der diesem System angehörte. Das ist ein Unterschied. Als ich als Zwanzigjähriger mit der französischen Armee in Deutschland stationiert war, habe ich mich auch in junge Frauen verliebt, die wie die meisten deutschen Frauen tief überzeugte Nationalsozialistinnen waren. Aber auch sie waren keine Monster.

In Frankreich schlug Ihnen aufgrund der Verteidigung Barbies dennoch Hass und Empörung entgegen.

Im Gerichtssaal sassen mir allein damals 39 Anwälte und ein Prokurist gegenüber. Aber in meinen Augen bedeutete das, dass jeder dieser Männer nur einen Vierzigstel von mir zählte. An die Namen der 39 anderen Anwälte erinnert sich heute niemand mehr.

Mein Name ist geblieben. In der Öffentlichkeit war ich der Star.

Das klingt eitel. Ging es Ihnen um persönlichen Ruhm?

Mit Eitelkeit hatte das nichts zu tun. Es war eher eine professionelle Herausforderung. Stellen Sie sich vor, Sie sind Mediziner und brennen für Ihren Beruf: Würden Sie lieber eine besonders komplizierte Operation an einem offenen Herzen vornehmen oder jeden Tag aufs Neue die Grippe behandeln? Ein Maler malt aus Leidenschaft. Meine Leidenschaft und meine Kunst sind, Prozesse zu führen.

Warum sind Sie Anwalt geworden?

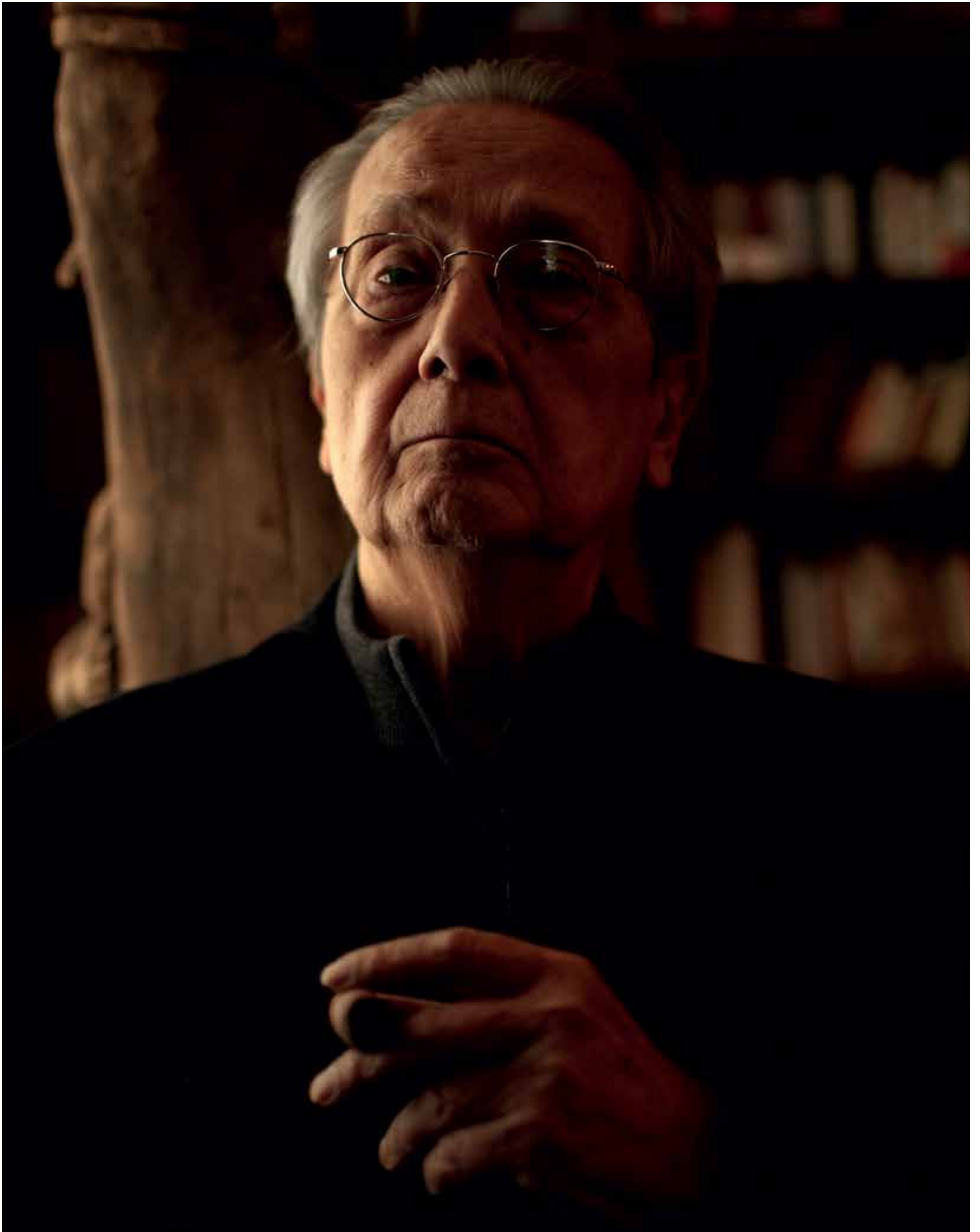
Nietzsche hat gesagt: «Das Leben anderer Menschen wie das eigene zu kennen, verspricht Glückseligkeit.» Als Anwalt kann ich sowohl Polizisten als auch Attentäter oder Opfer von Attentaten verteidigen – und jedes Mal ist es mitreissend, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen. Mich interessiert weniger das Verbrechen selbst als vielmehr das, was in den Köpfen der Verbrecher vorgeht. Wenn man als Anwalt seinen Beruf mit Leidenschaft ausübt, spricht man mit seinen Mandanten nicht nur über ihre Verbrechen, sondern auch über ihre Träume, über Liebe, Frauen, Musik und Reisen. Nur so hat man die Chance, einen Sinn zu erkennen.

Sie sind auf der Suche nach einem Sinn?

Ohne einen Prozess wäre Jeanne d'Arc nicht in die Geschichte eingegangen, sondern eine verrückte Schäferin geblieben. Solange wir einem Angeklagten zuhören, so lange hat auch die Gesellschaft die Chance, sich zum Besseren zu verändern. Ein Beispiel: Als junger Anwalt habe ich eine Studentin verteidigt, die ihr Kind abgetrieben hatte und dafür derart verurteilt werden sollte, dass ihr Leben ruiniert gewesen wäre. Vor Gericht aber hatte diese Frau die Gelegenheit, zu sprechen und um Verständnis zu werben. Die Gesellschaft hat ihr zugehört und konnte die Beweggründe nachvollziehen. Derartige Auseinandersetzungen haben dazu beigetragen, dass Abtreibung heute keine Straftat mehr ist.

In einem Ihrer Bücher haben Sie einmal geschrieben: «Moral ist es, keine Moral zu haben.» Warum?

Vor allem ist es mein Gesetz, keine Gesetze zu respektieren, denn sie halten nur den Lauf der Geschichte auf. Mit der Moral ist es



«Die grösseren Verbrecher sind oft die kultivierteren und gebildeteren Persönlichkeiten»: Anwalt Vergès.

ähnlich. Sie verbietet uns, Dinge zu tun, die wir als Individuen eigentlich gerne tun wollen. Und sie hat etwas Aristokratisches, weil nicht jeder es sich leisten kann, moralisch zu sein. Mir bedeutet die Achtung vor mir selbst deshalb mehr als Moral.

Ihr erster grosser Prozess war eigentlich ein aussichtsloser Fall: Sie verteidigten 1958 die Terroristin Djamila Bouhired, die im Namen der algerischen Freiheitsbewegung tödliche Bombenattentate auf Zivilisten verübt hatte. Standen hinter der Annahme dieses Mandats nicht moralische Überzeugungen?

Natürlich, denn ich habe die Idee des Widerstands in Algerien unterstützt. Ich selbst hätte zwar niemals diese Anschläge verübt, und ich bin überzeugt, dass ich als Anwalt auch deutlich gefährlicher für das damalige System war, als wenn ich Bomben geworfen hätte. Dennoch konnte ich verstehen, warum Djamila es getan hatte. Sie war eine Patriotin und betrachtete ihre Tat als notwendigen Akt des Widerstands. In der Haft wurde sie dafür später brutal misshandelt und gefoltert, was für mich ein weiterer Grund war, sie zu verteidigen.

Als Djamila Bouhired in Frankreich zum Tod durch die Guillotine verurteilt wurde, holten Sie öffentlich zum politischen Gegenschlag aus und erreichten schliesslich sogar ihre Freilassung.

Djamila war für das Militärgericht eindeutig schuldig. Aber über die Vollstreckung des Urteils musste der Präsident der Republik entscheiden, der ein politischer Mensch war und dem deshalb auch die öf-

«Ich glaube, ich hätte die Todesstrafe für Saddam Hussein verhindern können.»

fentliche Meinung etwas bedeutete. Wir mussten also versuchen, diese zu beeinflussen und den Menschen Djamilas Motive erklären. Es ging darum zu zeigen: Ja, sie steht zu dem, was sie getan hat. Aber sie hat es aus Idealismus getan.

Ihr Plädoyer für Bouhired, die Sie später heirateten, war gleichzeitig eine Anklageschrift gegen Frankreichs Algerienpolitik. Entwickelten Sie hier Ihre berühmte Strategie der *défense de rupture*, des politischen Gegenangriffs?

Die Taktik der *défense de rupture* ist eine Strategie, die dann zum Tragen kommen muss, wenn die Position eines Angeklagten und die Position des Gerichts so weit auseinanderliegen, dass ein vernünftiger Dialog nicht mehr möglich ist. Für die französischen Richter war Djamila eine Verbrecherin, die unschuldige Menschen getötet hatte. Und umgekehrt waren für

Jacques Vergès

Der Rechtsanwalt wurde 1925 als Sohn einer vietnamesischen Lehrerin und eines französischen Diplomaten in Thailand geboren. Seine Kindheit verbrachte er auf der Insel Réunion vor Madagaskar, wo er 1941 sein Abitur machte und bereits als Sechzehnjähriger das Jurastudium begann. Ein Jahr später schloss er sich freiwillig der französischen Résistance im Zweiten Weltkrieg an. Nach Ende des Krieges kehrte Vergès nach Frankreich zurück. Dort trat er der Kommunistischen Partei bei und nahm an der Pariser Sorbonne sein Jurastudium wieder auf, in dessen Verlauf er Pol Pot und Khieu Samphan, die zukünftigen Führer der Roten Khmer, kennenlernte. Als Anwalt verteidigte er in der Regel sehr umstrittene Personen wie den ehemaligen Gestapo-Offizier Klaus Barbie, den Terroristen «Carlos» und den ehemaligen irakischen Aussenminister Tarik Asis. Weiter gehörten Serbiens Ex-Diktator Slobodan Milosevic sowie der Holocaust-Leugner François Genoud zu seinen Klienten. Vergès lebt in Paris, wo er am berühmten Madeleine-Theater in einem Stück über sein Leben sich selbst spielt. (red)

Djamila die Franzosen die Verbrecher, weil diese in Algerien ein kriminelles System durchgesetzt hatten.

Der französische Staat wurde dadurch vom Ankläger plötzlich selbst zum Angeklagten. Der Geheimdienst wurde deshalb beauftragt, Sie aus dem Weg zu räumen. Waren Sie sich dessen bewusst?

Ich erhielt damals diverse anonyme Morddrohungen, und es gab auch einen Anschlag auf mein Büro im Ausland. Eines Tages wurde mein Kollege Ould Aoudia in seinem Auto erschossen. Eigentlich galt dieses Attentat mir, doch wie es der Zufall wollte, hatte mein Auto an diesem Tag eine Panne, weshalb sie nicht mich erwischten, sondern ihn. Der Befehl, mich zu töten, kam vom damaligen Premierminister Michel Debré. General Charles de Gaulle wusste davon nichts. Erst als er davon erfuhr, wurden die Anschläge gestoppt. De Gaulle schickte mir nach dem Prozess einen Brief, in dem er schrieb, dass meine Aufrichtigkeit und Geradlinigkeit niemanden ungerührt lassen könne.

1970 verliessen Sie Ihre Familie und tauchten von einem Tag auf den anderen für insgesamt acht Jahre unter. Bis heute gibt es verschiedenste Geschichten darüber, was Sie in jener Zeit getrieben haben.

Man glaubt, ich sei in China, Algerien oder Kambodscha gewesen und hätte für den KGB oder die Roten Khmer gearbeitet.



«Motive erklären»: Terroristin Bouhired, 1962.

Es heisst auch, Sie seien vor Gläubigern wie Togos damaligem Diktator Eyadéma geflohen, dem Sie nach einem verlorenen Prozess angeblich noch Geld schuldeten.

Bis heute kenne nur ich die ganze Wahrheit. Und mich amüsiert noch immer, dass der französische Geheimdienst acht Jahre lang nicht in der Lage war, mich aufzuspüren. Das zeigt, wie schwach er ist.

Nach Ihrer Rückkehr schien die Auswahl Ihrer Klienten vor allem der grösstmöglichen Publicity und Provokation zu folgen. Täuscht dieser Eindruck?

Die Welt hatte sich verändert. Während des Krieges in Algerien gab es Tausende politische Gefangene, für die ich mich als Anwalt einsetzen konnte. Später ging es weniger um Politik, und ich habe mich mehr dem Zivilrecht zugewandt. Die grossen internationalen Fälle waren eigentlich nur Ausnahmen. Ich habe mich von da an vor allem um die einfachen Leute anstatt um die grossen Helden gekümmert. Doch diese alltäglichen Fälle waren oft genauso berührend.

Die Verteidigung des Terroristen Ilich Ramírez Sánchez, besser bekannt als «Carlos», war alles andere als ein alltäglicher Fall.

Auch bei «Carlos» ging es mir darum, zu erfahren, um was für einen Menschen es sich handelt und was die Gründe für seine Taten waren.

«Carlos» galt als Söldner, dem lukrative Aufträge irgendwann wichtiger waren als politische Überzeugungen. Sind Sie, indem Sie ihn verteidigt haben, nicht dem gleichen Prinzip gefolgt?

Um Geld ging es mir nie. Wenn ich hätte reich werden wollen, hätte ich in der Wirtschaft arbeiten und Unternehmen vertreten können. Noch heute hätte ich sofort zehn Klienten bei der Hand. Aber das interessiert mich nicht. Mir geht es immer um die Kunst. Ich arbeite, um der Wahrheit näherzukommen.



«Ein alter Mann»: Gestapo-Chef Barbie, 1987.

Geht es vor Gericht wirklich um Wahrheit?

Nein, und genau das ist der Fehler. Vor einem Richter sollen Angeklagte meist nur mit Ja oder mit Nein antworten, aber auf diese Weise kommt man der Wahrheit nicht näher. Deshalb machen viele Richter auch keine gute Arbeit und treffen die falschen Entscheidungen. Der Fall Saddam Hussein war hierfür ein wunderbares Beispiel.

Wie meinen Sie das?

Die Wahrheit dieses Prozesses wäre auch gewesen, dass der Westen den Krieg gegen den Irak vom Zaun gebrochen hat. Die Massenvernichtungswaffen, deren Besitz dem Irak vorgeworfen wurde, gab es nicht. Das war eine Lüge. Und auch die Nähe der USA zu Saddam Hussein in den Jahrzehnten zuvor hätte zur Wahrheit gehört.

Bevor es 2005 zum Prozess kam, hatten Sie sich um seine Verteidigung bemüht. Wieso kam ein Mandat letztlich nicht zustande?

Die Familie Saddam Husseins wollte mich unbedingt engagieren. Nur seine älteste Tochter war dagegen. Sie lebte im Exil und war Gast des Königs von Jordanien. Weil dieser sein freundschaftliches Verhältnis zu den Vereinigten Staaten nicht gefährden wollte, stimmte er dagegen, und sie musste loyal bleiben.

Hätten Sie die Todesstrafe für Saddam Hussein verhindern können?

Ich glaube schon. Nur die Strategie der *défense de rupture* hätte ihn davor bewahren können.

Sie sind in Ihrem Leben einigen der schlimmsten, aber auch der schillerndsten Persönlichkeiten des letzten Jahrhunderts begegnet. Wessen Erscheinung hat Sie am meisten beeindruckt?

Am beeindruckendsten waren Mao, mit dem ich befreundet war, und Charles de Gaulle, dem ich als junger Soldat gedient hatte. Was Letzterer geleistet hat, war verrückt: Als Frankreich im Krieg vor der



«Was für ein Mensch?»: Terrorist «Carlos», 2000.

Kapitulation stand, reiste er ganz allein nach England und richtete über das Radio seinen berühmten Appell an das französische Volk, weiterhin Widerstand zu leisten. Hiernach gab es eine sehr starke Verbindung zwischen uns jungen Soldaten und de Gaulle. Mao dagegen war ein grosser Poet.

Wie kam es zu Ihrer Begegnung mit ihm?

Anfang der sechziger Jahre arbeitete ich für ein Magazin, das eine Art Forum für revolutionäre Führer auf der ganzen Welt war. Hierfür reiste ich nach China und sprach mit Mao. Es war eine sehr angenehme Begegnung. Es gibt ein Foto von uns, wo wir zusammen lachen.

Mao hatte zu dieser Zeit gerade seine Politik des «Grossen Sprungs» verfolgt, welche die grösste von Menschen verursachte Hungersnot der Geschichte auslöste. Haben Sie davon nichts gewusst?

Das Problem bestand darin, dass China ein riesiges Land war. Doch noch heute hängt ein grosses Bild von Mao auf dem Platz des Himmlischen Friedens. Er hat den Kolonialismus in China beendet. Ohne Mao wäre China nicht so wichtig, wie es heute ist. Ob eine Regierung gut oder schlecht ist, lässt sich am besten beurteilen, wenn man in den Strassen die Obdachlosen zählt.

Eher noch sollte sich eine Regierung an der Zahl der Hungertoten in ihrem Land messen lassen. Unter Maos Herrschaft kamen mindestens zwanzig bis dreissig Millionen Menschen ums Leben.

Hierzu trug nicht nur Mao, sondern auch der Kolonialismus bei. In der Region Bengalen verhungerten ebenfalls mehrere Millionen Menschen, weil der Reis von dort aus nach Grossbritannien verschifft wurde. Churchill wurde hierfür nie verurteilt. Ich will Maos Politik nicht verteidigen, das wäre komplett anachronistisch. Aber Tatsache ist, dass Mao noch heute ein Volksheld ist in China. Napoleon war seinerzeit auch ein Desaster für Frankreich, und doch verehren ihn die Franzosen.



«Unschuldig»: Rote-Khmer-Mann Samphan, 2008.

Zurzeit vertreten Sie Khieu Samphan, den ehemaligen Führer der Roten Khmer, mit dem Sie ebenfalls eine lange Freundschaft verbindet. Er wird vor dem Uno-Tribunal in Kambodscha wegen Völkermordes angeklagt. Halten Sie ihn für unschuldig?

Ja, er ist unschuldig. Er hat von den Massensoldaten nichts gewusst.

Unter Samphans Herrschaft kamen mindestens zwei Millionen Menschen ums Leben, Hunderttausende wurden abgeschlachtet – und der Präsident soll davon nichts mitbekommen haben?

Khieu Samphan wird vom Westen als Militärführer gesehen, aber das ist er nicht gewesen. Er war intellektueller als Pol Pot und stand als Präsident so weit oben, dass er mit der Politik unterer Ebenen nichts mehr zu tun hatte. Er war nicht für die Justiz und die Innenpolitik Kambodschas verantwortlich, sondern nur für die Aussenpolitik. Ausserdem: Die Amerikaner haben auf Kambodscha dreimal so viele Bomben geworfen wie auf Japan. Sie haben das Land noch vor der Herrschaft der Roten Khmer attackiert. Noam Chomsky hat gesagt, man müsste eigentlich Henry Kissinger vor das Tribunal stellen. Denn auch wegen der Blockadepolitik der USA sind die Leute verhungert.

Sie sind gerade 87 geworden. Warum tun Sie sich so einen Prozess noch an?

Weil es meine Leidenschaft ist. Ich werde dieser Berufung nachgehen, solange ich es kann. Als Anwalt an einem Fall zu arbeiten, ist, wie als Schriftsteller an einem Roman zu schreiben. Es geht immer wieder darum, eine Geschichte zu entwickeln, die besser ist als die der anderen. Jeder gute Gerichtsprozess hat den Charakter eines Dramas von Shakespeare. Es geht um Konflikte, Lügen und Verbrechen, um alle Merkmale einer Tragödie.

Und welche Rolle spielen Sie in diesem Drama?

Die Rolle von Shakespeare. Ich bin der Dramaturg. ○



«*Mother Courage*» der Studios: Schauspielerin Bette Davis bei Dreharbeiten.



Augenblick mal!

Von Daniele Muscionico

Halt, stopp, stillgestanden, Madam! So schnell geht man an dieser Kolumne nicht vorbei. Auch nicht inkognito. Auch nicht, wenn man sich statt an seinem Markenzeichen, der Zigarette, an einer Eistüte festhält, um Journalistenfragen zu entgehen. Und noch weniger, wenn man sein Bestes, die Augen, hinter einer Sonnenbrille verbirgt. Halt, stopp, stillgestanden, Bette Davis! Sie feiern heute Geburtstag. Und das muss hier gesagt sein.

Man weiss, das Alter haben Sie als «Massaker» empfunden. Ein Herzinfarkt, dann Brustkrebs, später ein Schlaganfall. Das Alter war nicht nur ein Massaker, es war eine Zumutung für Ihren Ehrgeiz, stets die Beste zu sein, eine Herausforderung für Ihre Streitlust, sich mit allen anzulegen, die nicht Ihrer Meinung waren. Den Warner Brothers, Ihrem Filmstudio am heftigsten; Sie kämpften gegen die berüchtigten Siebenjahresverträge, mit denen Warner junge Talente ausbeutete, Sie fochten für gute Rollen und für mehr Mitspracherecht bei der Rollenauswahl. Sie waren die «Mother Courage» der Studios, eine Aufrührerin. Ja, diese Rechtsstreite gingen zumeist zu Ihren Gunsten aus, doch gegen Ihren grössten Feind, das Alter, waren auch Sie machtlos.

Mit dem Mut zur Hässlichkeit spielten Sie Zicken und Xanthippen, eiskalte Verführerinnen und grausame Verwünscherinnen, Furien, Vamps, Wahnsinnige. Bewaffnet mit Augen so gross wie Landminen oder mit einem Colt, Sie schossen scharf. Und doch: Immer hatten wir das Gefühl, dass Sie mit einer Kraft aufgeladen waren, die keinen Ausgang fand. Kaltschnäuzig und warmherzig, wie Sie waren. War das so?

Und wie war das, Miss Davis, 1941 als erste Frau an der Spitze der Oscar-Akademie zu stehen? Und wie, 1942 die bestbezahlte Frau Amerikas zu sein und teuerste Schauspielerin dazu? Und wie kam es, keinen Mann zu finden, der Ihnen gewachsen war, Manns genug gewesen wäre, Ihnen Paroli zu bieten? Bis auf einen, und der neidete Ihnen der Tod so sehr, dass er ihn Ihnen entriss.

Vor all diesen Fragen haben Sie in Ihrer Autobiografie gekniffen. «The Lonely Life» nannten Sie Ihre Lebensbeichte. Und das klingt traurig, Miss Davis, sehr traurig klingt das. Ob wir dennoch gratulieren dürfen, zu Ihrem Geburtstag gratulieren am 5. April? Aber sicher und Ehrensache: Ihr Alter bleibt ein Geheimnis. Denn Sie haben ja keines, Bette Davis. Sie sind so alt und so jung wie der Augenblick.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabetahaus (DTV)
- 2 (2) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (Carl's Books)
- 3 (3) **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (Deuticke)
- 4 (4) **Tess Gerritsen:** Grabesstille (Limes)
- 5 (5) **Milena Moser:** Montagsmenschen (Nagel & Kimche)
- 6 (6) **Andrea Camilleri:** Das Ritual der Rache (Bastei Lübbe)
- 7 (8) **Marcia Willett:** Das verborgene Kind (Bastei Lübbe)
- 8 (-) **Lukas Hartmann:** Räuberleben (Diogenes)
- 9 (9) **Paulo Coelho:** Aleph (Diogenes)
- 10 (7) **Javier Marías:** Die sterblich Verliebten (Fischer)

Sachbücher

- 1 (3) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (Hanser)
- 2 (2) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 3 (4) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (Gräfe und Unzer)
- 4 (1) **Pascal Voggenhuber:** Die geistige Welt hilft uns (Giger)
- 5 (-) **Judith Giovannelli-Blocher:** Der rote Faden (Nagel & Kimche)
- 6 (5) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (Riva)
- 7 (8) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (Riva)
- 8 (6) **Hans Küng:** Jesus (Piper)
- 9 (-) **Diccon Bewes:** Der Schweizversther (Malik)
- 10 (9) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (Bertelsmann)

Apropos: Skandalös unbekannt

Vorletzte Woche wurde Martin Walser 85 Jahre alt. Dass der Schriftsteller auf Erzählungen und Romane zurückblicken kann wie keiner seiner deutschsprachigen Generation, das weiss jeder. Doch dass Walser auch der Dichter dreier Lustspiele ist, wie sie keinem sonst im Nachkriegsdeutschland geglückt sind –, das ist deshalb skandalös unbekannt, weil momentan keine einzige der 360 (!) deutschsprachigen Bühnen es für nötig hält, eine dieser glänzend gebauten Komödien im Spielplan zu haben. Weder «Das fliehende Pferd», Walsers Meister-Novelle (von ihm selber dramatisiert) noch die «Zimmerschlacht» noch die «Ohrfeige». Vor dem Stückeschreiber Martin Walser ziehe ich – nicht nur an seinem Geburtstag – tief meine Mütze. *Rolf Hochhuth*

Rolf Hochhuth, 81, gehört zu den bekanntesten Theaterautoren im deutschsprachigen Raum.

Biografien

Das kranke Herz des Kannibalen

Seine Konkurrenz erdrückte er mit unbändigem Siegeshunger. Doch Radlegende Eddy Merckx litt an einer geheim gehaltenen Krankheit, wie ein neues Buch enthüllt. *Von Urs Gehrig*

Flandernrundfahrt, vergangener Sonntag. Bei Kilometer 190 passiert es. Fabian Cancellara hat sich eben einen Verpflegungssack geangelt, doch bevor er sich stärken kann, fährt sein Vorderrad über einen Trink-Bidon, der Favorit knallt auf den Asphalt. Schluss. Aus. In der Ambulanz weint der Champ. Sein Schlüsselbein ist vierfach gebrochen, er ist am Boden zerstört. Erstmals für den 31-Jährigen bedeutet ein Sturz die Einlieferung ins Spital – kurz vor den Olympischen Spielen.

«Radsport ist Schmerz», sagt einer, mit dem der Schweizer Star immer wieder verglichen wird. «Wenn du nicht leiden willst, dann such dir einen anderen Sport.» Lapidar klingt es, wenn Eddy Merckx heute über seine eigenen Rückschläge spricht, als seien sie nichts weiter als ein paar lästige Mückenstiche. Dabei ist der grösste Radfahrer aller Zeiten mehr als einmal knapp mit dem Leben davon gekommen.

1969 zum Beispiel, kurz nach seinem ersten Tour-de-France-Sieg, wurde Merckx während eines Steher-Rennens in einen fatalen Crash verwickelt. Ein Fahrer vor ihm stürzte tödlich. Merckx erlitt schwere Verletzungen an Kopf, Rücken und Becken. Ein Normalsterblicher wäre im Rollstuhl gelandet, meinten Ärzte damals. Nicht Merckx. Er raffte sich auf und schluckte den Schmerz mit derselben Entschlossenheit, mit der er seine Gegner erdrückte. Dabei sah er stets leger aus. Der Teint von mediterraner Frische, das schwarze Haar windschnittig über den Schädel gegelt, erinnerte er an den jungen Elvis. Er war ein Athlet der Superlative, der Pelé des Radsports, Ali unter den Pedal-Kämpfern.

Bis heute ein Rätsel

1965, gleich zu Beginn seiner Profikarriere, wittert die Konkurrenz: Der Siegeshunger des Jungstars aus Flandern ist unersättlich, seine Dominanz erdrückend. Als Merckx' Teamkollege Christian Raymond seiner zwölfjährigen Tochter erklärt, wie das Rennen verlaufen ist, sagt die Kleine spontan: «Dieser Belgier, er überlässt euch nicht einmal einen Krümel, er ist ein Kannibale.» Instinktiv trifft das Mädchen den Nagel auf den Kopf. Der Begriff bleibt als Name haften.

«Der Kannibale» errang in seiner Karriere so viele Etappensiege, Bergpreise, Zeitfahren-Siege und Sprint-Prämien wie keiner vor und niemand mehr nach ihm. 525 Siege fuhr Merckx in den 1582 Rennen seiner Karriere nach Hause. Das entspricht einer Erfolgsrate von 33 Prozent

und durchschnittlich einem Sieg pro Woche während zehn Jahren. Fünf Mal gewann er den Giro d'Italia, fünf Mal die Tour de France, drei Weltmeistertitel holte er.

Den Erfolg verdankte er nicht der Schwäche seiner Konkurrenz. Im Gegenteil. «Merckx' Ära war ein goldenes Zeitalter voller Ausnahmekönner, welche zu jeder anderen Zeit zu Legenden geworden wären», schreibt Daniel Friebe, britischer Sportjournalist. Viele von ihnen, die damals im Schatten des belgischen Giganten auf der Strecke geblieben sind, hat Friebe aufgesucht. Ihre Erinnerungen verdichtete er zum Fundament einer eindrücklichen Hommage «Eddy Merckx – The Cannibal», die in diesen Tagen erschienen ist.

Von allen Seiten versuchen seine einstigen Rivalen das Phänomen Merckx in Worte zu fassen: «Er hatte eine andere Art zu pedalen als der Rest von uns», konstatiert Dino Zandegù, Sieger der Flandernrundfahrt 1967. «Ein Knacken der Knochen, ein Rauschen, Panik», rekapituliert Teamkollege Vittorio Adorni den klassischen «Merckx-Moment», wenn im Augenwinkel die gekrümmte Silhouette des Flamen auftauchte. «Man fühlte und fürchtete ihn im Nacken.» Giancarlo Ferretti, Ex-Manager des Fassa-Bortolo-Teams, vergleicht ihn gar mit einem «Einmann-Waldbrand», der während eines Jahrzehnts alles niederbrannte, was an Bäumen gegen den Himmel ragte.

Wie ehrerbietig sie auch sein mögen – die Oden seiner «Opfer» offenbaren, dass ihnen der Mensch Merckx bis heute ein Rätsel geblieben ist. Autor Friebe: «Es gab zwei Merckx: der pedalende Despot, gnadenlos und ungestüm, und die Sphinx, die von ihrem Rad und auf das Siegerpodium stieg. In diesem Moment leuchtete für kurz ein Funken Freude in seinen sonst unergründlichen Gesichtszügen, ein Seufzer der Erleichterung war aus seinen Lungen zu vernehmen, doch der überragende Eindruck war der von Ungeduld und Rastlosigkeit.»

Friebe glaubt den Grund dafür zu kennen: «Merckx war oft von Nervenflattern und Selbstzweifeln geplagt; nur im Rennen konnte er ihnen entfliehen.» Einmal vom Sattel gestiegen, sei er besessen gewesen von jedem noch so kleinen Leiden, das ihn heimsuchte. Und eine Angst habe ihn getrieben: «Merckx fürchtete das Verlieren mehr als irgendetwas sonst.»

Die Folge war, dass er sich nur im Rennen zu Hause fühlte. «Wo ist mein Rad?», war eine seiner häufigsten Fragen, kaum hatte er als Erster die Ziellinie überfahren. Auch nach



«Ein Leben an einem seidenen Faden»: Seriensieger Merckx, hier an der Strassen-WM 1971 in Mendrisio.

dem fürchterlichen Sturz 1969, der ihm beinahe das Leben gekostet hatte, war er nur von einem Gedanken getrieben: «Wann ist das nächste Rennen?» Den möglichen Unfalltod quittierte er mit der lakonischen Bemerkung: «Ich war eben der Glückliche.»

Alarmierende Testresultate

Glück war kein knappes Gut im Rennleben des legendären Ausnahmekönners. Auch davon hatte Merckx mehr als jeder andere seiner Konkurrenten. Friebe lüftet ein Geheimnis, das im Rennzirkus bis heute offenbar niemand gekannt hat: Merckx litt an einer schweren Herzerkrankung. Kurz nach dem Start des Giro d'Italia 1968 – drei Etappen waren bereits gefahren – konsultierte Enrico Peracino, Merckx' Teamarzt, Italiens damals führenden Herzspezialisten Giancarlo Lavezzaro. Sie machten spezielle Tests mit Merckx und seinem Teamkameraden Adorni.

«Auf einen Blick erkannte Lavezzaro, dass mit Merckx etwas nicht stimmte», schreibt Friebe. Äusserlich sah er topfit aus. Doch seine Testresultate waren «absolut alarmierend»: Sein Kardiogramm war das eines Mannes «mitten in einer Herzattacke». Innerlich aufgewühlt, zweifelten die Ärzte an ihrer Messung und baten Merckx, den Test am nächsten Mor-

gen zu wiederholen. Zu ihrem Schock waren die Ergebnisse dieselben. «Es waren die Messwerte von jemandem, dessen nächste Fahrt in der Ambulanz direkt ins Spital führen musste und nicht auf dem Rennsattel über 162 Kilometer italienische Landstrasse.»

Lavezzaro erinnert sich: Merckx habe vage Bemerkungen gemacht, dass sein Kardiogramm immer komisch gewesen sei. «Doch er wirkte komplett gleichgültig.» Die Ärzte standen vor einem gewaltigen Dilemma: Sollten sie Merckx über seinen tatsächlichen Zustand informieren und ihn aus dem Rennen nehmen? Sie schwiegen und liessen den Matador ziehen. In den folgenden Tagen habe er, Lavezzaro, sich jeweils aufs Schlimmste vorbereitet. Doch Merckx kollabierte nicht, sondern wurde jeden Tag sogar noch schneller.

Später warnte Lavezzaro Merckx' Ärzte in Belgien, doch diese meinten, sie könnten nichts tun. Auch Merckx, der jetzt über seinen prekären Gesundheitszustand Bescheid wusste, sah keinen Grund, aufzuhören. Das Rad-Idol und sein Rennstall ignorierten das Risiko, und sie verschwiegen es. Zu viele Menschen hätten zu viel Geld und zu viele Emotionen in Merckx investiert, ist Friebe überzeugt. Das Ende seiner Karriere wäre für sie das Ende der Welt gewesen. Inzwischen ist der Name von Merckx' Lei-

den bekannt: «nichtobstruktive hypertrophe Kardiomyopathie». Dabei handelt es sich um eine angeborene Erkrankung, charakterisiert durch eine meist asymmetrische Verdickung der Muskulatur der linken Herzkammer.

«Mit dieser Diagnose würde heute keiner eine Rennlizenz erhalten», sagt Lavezzaro. Das Tückische an dem Leiden sei, dass man äusserlich keine Symptome erkenne, dass jedoch akute Gefahr eines plötzlichen Todes bestehe. Ohne es zu wissen, litt der italienische Fussballer Renato Curi an derselben Krankheit. 1977 brach er mitten in einem Match zusammen und starb.

Hatte die Herzkrankheit eine Auswirkung auf Merckx' Leistung? «Nein», meint Herzspezialist Lavezzaro, aus der Missbildung seien ihm weder sauerstofftechnische Vor- noch Nachteile erwachsen; er habe überhaupt nichts Abnormales fühlen können. «Aber über seinem Kopf schwebte ein Damoklesschwert: Jedes Mal, wenn er sich auf den Sattel schwang, hing sein Leben an einem seidenen Faden.»



Ein Leben im Sattel

Daniel Friebe: Eddy Merckx – The Cannibal, Ebury Press, 344 Seiten.

Wer zuletzt lacht

Vor 500 Jahren starb Amerigo Vespucci. Vermutlich hat er Amerika nie betreten, trotzdem wurde der Kontinent nach ihm benannt. Wie so oft in der Geschichte: Der Zuspätgekommene erntet den Ruhm. Von Dagmar Just

Heerscharen von Helden zählten zu Lebzeiten zu den Verlierern – und sie fanden nichts Negatives dabei, angefangen beim germanischen Drachentöter Siegfried, der für König Gunther den Willen der stolzen Brünhild bricht, über den biblischen Schöpfer des Goldenen Kalbs, Aaron, bis hin zur sprichwörtlichen grauen Eminenz eines Fürsten Metternich. Ein kleiner Streifzug durch die Geschichte der unterschätzten Spezies der Zuspätgekommenen.

Amerigo Vespucci (ca. 1451–1512)— Nach ihm wurde Amerika benannt, obwohl Kolumbus der grosse Entdecker war und er selbst den Kontinent vermutlich nie betreten hatte. Er dürfte die berühmteste Nummer zwei aller Zeiten sein, und doch ist bis heute unklar, ob er eher Seefahrer oder eher Betrüger war.

Seine Biografie ist so mysteriös wie der ganze Fall. Geboren an einem 9. März, entweder 1451 oder 1454 in Florenz, gestorben am 22. Februar 1512 in Sevilla. Mit dreissig Angestellter einer Bank, mit vierzig Wechsel in eine Filiale nach Sevilla. Mit Mitte fünfzig Heirat und drei Jahre vor seinem Tod Übernahme der Karten- und Informationsabteilung zu Westindien in der Casa de Contratación, dem obersten spanischen Seefahrtsamt. Das sind die Fakten, der Rest ist Fiktion.

1503 machte ein auf Lateinisch verfasster Brief Furore, in dem ein gewisser Albericus Vesputius seine Expedition in die Neue Welt in reisserischen Worten schilderte. Die vier unter dem Titel «Mundus novus» veröffentlichten Seiten waren ein solcher Erfolg, dass im Jahr danach ein anonymes Florentiner Drucker gleich den 16-seitigen Bericht des Amerigo Vespucci über seine vier Reisen in die Neue Welt nachlegte. Den platzierte 1507 der im lothringischen Saint-Dié lehrende deutsche Kartograf Martin Waldseemüller (1472–1522) wiederum in seiner «Cosmographiae Introductio» und nannte die neugefundene Landmasse auf der beigefügten Weltkarte statt «Columbia» «America».

Die Biografen strickten daraus ein hollywoodreifes Drehbuch: Kleiner Bankangestellter wacht eines Morgens als tapferer Seefahrer, Geograf und Autor auf, checkt auf dem Schiff des berühmten Capitano Hojeda (1466–1515) ein, landet in Amerika, erkennt, dass dies nicht das Indien des Kolumbus (1451–1506), sondern eine ganz neue Welt ist, hübscht die Sensation für die Zeitgenossen literarisch auf und ist schon wieder unterwegs, als sein Stern über Europa aufgeht. Einziger Haken: Für die vier angeblich vom spanischen und portugiesischen König finanzierten Reisen gibt es nirgends Beweise.

Vespuccis Gegner – darunter Prominente wie Las Casas (1474–1566), Voltaire (1694–1778) oder R. W. Emerson (1803–1882) – inspirierte das zu dem Vorwurf, dass der angebliche Seebär nur eine neidische Kröte war, die alle vier Reisen im Büro erfunden und mittels Intrigen genau in dem Moment lanciert hatte, als Kolumbus nicht mehr widersprechen konnte, weil er tot war. Eine weitere Fraktion glaubt, dass er Agent der Medici-Popolani war und die Reiseberichte nur verfasst hat, um als Maulwurf den spanischen Überseehandel in der Casa de Contratación zu unterwandern. Den Lexikografen ist das alles egal. Für sie ist er einfach das Genie, das Kolumbus' Indienwahn auf die Füße gestellt und dafür die gleiche Prämie – Unsterblichkeit – wie der andere bekommen hat.

Der Namenspatron der Amerikaner: ein Tunichtgut? Spieler? Karrieristischer Kannibale? Auf jeden Fall war seine Strategie effizient. Denn während Kolumbus nach Heldenart mit offener Brust im Rampenlicht gegen seine Neider kämpfte, dafür sogar in Ketten gelegt wurde und arm und verbittert starb, agierte Vespucci frei, weil unsichtbar hinter der Bühne und spielte – welches Spiel auch immer – hochökonomisch: mit maximalem Gewinn bei kleinstem Einsatz.

Faustina Bordoni (1697–1781)— Die Sängerin war eine glücksverwöhnte barocke Callas. Nach ihrem sensationellen Debüt engagierte sie Händel persönlich 1726 an seine Londoner Musikakademie für die damals sagenhafte Gage von 2500 Pfund pro Saison. Nur war sie nicht seine einzige Primadonna. Francesca Cuzzoni (1698–1770) sang dort bereits seit 1723 die gleichen Partien für 1000 Pfund weniger. Der Krieg der Diven brach am 6. Juni 1727 aus. Mitten in der von Händels Hauptfeind Bononcini komponierten Oper «Astyanax» gingen sie aufeinander los und beschimpften und schlugen sich, vom Publikum applaudiert, auf der Bühne des King's Theatre. Mut bringt Rosen. Danach triumphierten beide in Europas Metropolen. Doch nur der Zweiten gelang der Tigersprung in die allererste Liga. 1730 heiratete Faustina Bordoni den «divino Sassone» Johann Adolf Hasse, und sie wurden der seltene Fall eines Glamourpaares, das erst der Tod geschieden hat. Dreissig ihrer fünfzig gemeinsamen Jahre verbrachten sie im luxuriösesten Engagement an der Dresdner Hofoper – er als Starkkomponist und Kapellmeister, sie als unstürzbare Primadonna. Als sie mit 84 starb, war ihre alte Rivalin Francesca Cuzzoni schon lange tot. Und im Unterschied zu Bordoni war sie nicht in Samt und Seide gestorben, sondern als arme Knopfmacherin unter einem Berg von Schulden. «Mit meiner Freunde froher Schar ver-



Mysteriöser Fall: Ankunft des Seefahrers Amerigo Vespucci in der Neuen Welt.

eint, besuch ich gern das Grab von einem Feind.» Selbst diese Gunst gewährte Bordonni das Schicksal.

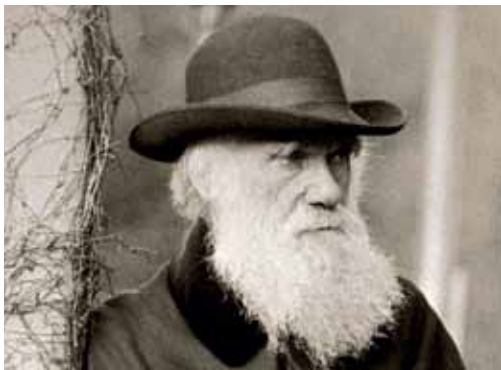


Prinzip schon lange bekannt: Physiologe Harvey.

William Harvey (1578–1657) — Der britische Physiologe gilt als Entdecker des Blutkreislaufs. Aber auch hier war schon einer vorher da. Miguel Serveto (1511–1553) hatte das Prinzip fast hundert Jahre vorher erkannt. Sein Pech war, dass er im falschen Ton zur falschen Zeit schrieb und keine Lobby hatte. So kennt man ihn heute nur mehr als tragisches Opfer auf Calvins erstem, in Genf entzündeten Scheiterhaufen.

Luke Howard (1772–1864) — «Durch Howards glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu sondern, zu charakterisieren, zu benennen, sind wir mehr, als man glauben könnte, gefördert.» Der so rühmt, ist Goethe, und der Gerühmte – «the Father of Clouds» – Luke Howard. Den für Goethe so förderlichen «Versuch über die Veränderungen der Wolken» präsentierte er 1803 der Öffentlichkeit. Jean Baptiste de Lamarck (1744–1829) hatte seine Klassifikation der Wolken zwar schon 1802 vorgelegt. Da die Abhandlung aber auf Französisch war und Napoleon, der sie promoten sollte, diese nie gelesen hatte, ging sie wie ein Stein unter.

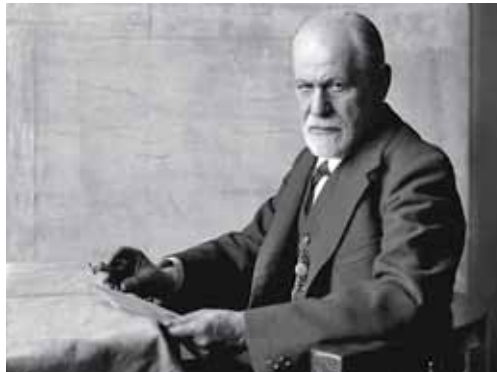
Charles Darwin (1809–1882) — Eine Koryphäe der Moderne. Mit seiner «Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl» hat er eines der spektakulärsten Werke der Wissenschaftsgeschichte verfasst. Aller-



Junger Kollege war schneller: Forscher Darwin.

dings brachte er die Erstausgabe von 1859 überstürzt auf den Markt, da ihm im Jahr zuvor ein Aufsatz seines jungen Kollegen Alfred Russel Wallace (1823–1913) mit dessen Evolutions- und Selektionstheorie auf den Tisch geflattert war.

Sigmund Freud (1856–1939) — Der Mann, der die Lokalanästhesie durch Kokain erfunden hat, heisst Carl Koller. Sagt die Legende. Sigmund Freud dagegen sagt in seiner «Selbstdarstellung», dass er selbst die Grundlagen entdeckt und seinem Kollegen davon erzählt habe. Danach sei er zu seiner Verlobten gefahren, die er zwei Jahre nicht gesehen hatte. In der Zwischenzeit habe jener Zweite die entscheidenden Versuche am Tierauge angestellt, das Ergebnis publiziert und allen Ruhm abgeräumt. Was Freud nicht sagt, aber jeder denkt: Wer die Erfindung der Psychoanalyse noch in petto hat, kann die Entdeckung eines «Betäubungsmittels für die kleine Medizin» ruhig anderen überlassen.



Entdeckung ausgeplaudert: Psychologe Freud.

«**Poupou**» (1936) — Sein bürgerlicher Name lautet Raymond Poulidor. Er wurde ein Vierteljahrtausend nach den Primadonnen als Fanatiker der Strasse geboren, und sein Ruhmesblatt bekam er dafür, dass er am schönsten von allen verlieren konnte. Acht Mal stand er zwischen 1962 und 1976 auf dem Podest der Tour de France. Drei Mal gewann er Silber, nie das gelbe Trikot des Siegers. Ein Schicksal, das unsterblich macht. Sein Name ging in die Radsportgeschichte als Synonym für die grösste Nummer zwei aller Zeiten ein und ins Französische als Kosewort für alle Pechvögel.

Die Liste der ewigen Zweiten und späten Sieger ist endlos: Aus ihr lässt sich eine Weltkarte der schrägsten Typen und Charaktere quer durch die Zeiten und Kulturen ableiten. Ein Atlas der Schattendiplomatie. Fundus historischer Kabinettstücke und Rochaden des Alltags. Alles, nur das eine nicht: der Beleg für die Mär vom ewigen Zweiten, der nur ein lächerlicher, trauriger Kauz und Lampenputzer des Siegers ist. ○

Jazz

Ein Gedenktag für Nina Simone

Von Peter Rüedi

Je ratloser die Zeitgenossen, desto mehr versichern sie sich bei alten Vorbildern. Es ist die Zeit der Remakes, der Cover-Versionen, der Hommagen. Die Kehrseite der allwaltenden Geschichtslosigkeit ist die Nostalgie. Im Showbiz wird dann etwa nicht nur die Musik aus Zeiten beschworen, als soziales oder politisches Engagement noch ein Antrieb war für die Kunst (damals wurde das ja nach Möglichkeit ausgeblendet, weil es grossem Erfolg abträglich war), sondern nun eben auch als eine Art inszenierte Betroffenheit.

Billie Holidays Anti-Lynch-Ballade «Stange Fruit» war mir immer unangenehm, nicht weil sie ein schlechter Song war (war sie auch), sondern weil dieses schwarze Requiem in den Klubs, in denen sie es sang, unweigerlich ein perverses Odeur bekam. «Lady Day» hatte ein gutes Gespür dafür. Sie mochte das Lied nicht und sang es bis zuletzt widerwillig. Nina Simone, ihrerseits eine Holiday-Verehrerin, war auch eingespannt zwischen ihrer Existenz als Jazz- oder Popstar und ihrem ethnischen Engagement. Der Riss war leibhaftig, nie zu heilen, er war der Grund für ihre zahlreichen öffentlichen Ausbrüche, Konzertabbrüche und letztlich das Ende ihrer Karriere.

Nun widmet ihr die Sängerin Malia ein ganzes Album. Sie wurde in Malawi geboren, als Tochter einer afrikanischen Mutter und eines englischen Vaters, kam mit vierzehn Jahren nach London und lebt heute in Zürich. Entgegen allen eben beschriebenen Befürchtungen ist ihr ein sehr bewegendes, aber nie in Betroffenheitskitsch entgleisendes Album gelungen. Dem Vorbild Simone wird ja kaum jemand Kitsch vorwerfen, aber zweifellos entstünde solcher, wenn eine ihr dunkles Pathos zu kopieren versuchte. Dem eben entgeht Malia bravourös. Sie hält sich eng an die Songs. Einen von Simone selbst («Four Women»), viele aus ihrem Repertoire (u. a. «Porgy») und Randy Newmans bitteres «Baltimore». Sparsam, intim, bewegend. Subtil begleitet von einer französischen Combo (Alexander Saada am Piano). Grosse Song-Kunst, aber, und darauf kommt's an, ohne Aplomb präsentiert.



Malia. Black Orchid. Universal/Emarcy 06025 2786059



Musical «Ewigi Liebi»

Bis Ende Juni ist «Ewigi Liebi» – das erfolgreichste Schweizer Musical – für das grosse Finale nochmals in der Zürcher Maag-Halle zu sehen. Profitieren Sie jetzt vom Vorzugsangebot für Weltwoche-Leser.

«Ewigi Liebi» ist das Musical mit den grössten Mundart-Hits von Florian Ast, Polo Hofer, Gölä, Patent Ochsner, Mani Matter und vielen mehr...

Über 620 000 Personen haben das erfolgreichste Schweizer Musical bis heute gesehen.

Durch schicksalhafte Umstände treffen Dänu und Heidi, die in ihrer Jugend ein Liebespaar waren, fast dreissig Jahre später



wieder aufeinander. Mehr und mehr versinken sie in ihrer Geschichte, die plötzlich zu leben beginnt. Sogar die *Murmeli*-Familie, die gerade einen Familienkrach austrägt, hört aufmerksam zu. Intrigen, Missverständnisse und jugendlicher Übermut haben die Liebenden auseinandergeliebt. Dänu und Heidi würden das Rad der Zeit am liebsten zurückdrehen. Doch was einmal war, lässt sich nicht mehr ändern. Oder doch? Wird es Dänu gelingen, die Liebe zu retten? Wird die *Murmeli*-Familie wieder zu ihrer trauten Höhlenharmonie finden?

Werden die Trueber nach dem tragischen Gondelbahnunglück wieder eine richtige Dorfgemeinschaft? Und wer ist dieser merkwürdige alte Mann in Weiss, der behauptet, er sei kein Kiosk?

Profitieren auch Sie vom 20. Mai bis 3. Juni 2012 vom Rabatt. Es sind maximal sechs Tickets buchbar. Der Rabatt ist nicht mit anderen Vergünstigungen kumulierbar.

Weltwoche-Spezialangebot

«Ewigi Liebi»

20 % Rabatt auf alle Vorstellungen vom 20. Mai bis 3. Juni 2012

Tickets mit 20 % Rabatt

20 % Rabatt in den Kategorien 1 bis 4 und Premium Seats. Die reduzierten Preise variieren zwischen Fr. 47.20 und Fr. 99.20, die nicht reduzierten Preise zwischen Fr. 59.– und Fr. 124.– (exklusive Vorverkaufs- und Bearbeitungsgebühr).

Veranstaltungsort

Maag-Halle, Zürich

Bestellung

Rabattierte Tickets erhalten Sie über www.ewigiliebi.ch/platinclub mit dem Stichwort «Platin-Club» oder unter der Hotline 0900 101 102 (Fr. 1.19/Min. ab Festnetz), ebenfalls mit dem Stichwort «Platin-Club».

Veranstalter

www.maaghalle.ch

Offizieller Ticketverkauf

Tickets über www.ewigiliebi.ch und an allen ticketportal-Vorverkaufsstellen

Promenaden-Big-Business

Die erste Staffel der grandiosen HBO-Reihe «Boardwalk Empire» ist hierzulande endlich auf DVD erschienen. *Von Wolfram Knorr*

Er ist weder imponierend wie Don Corleone («The Godfather») noch prollig wie Tony Soprano («Sopranos»). Mit seinem dünnen Körper, den Basedow-Augen, den schiefen Zähnen und der hohen Nuschelstimme entspricht er so ganz und gar nicht dem Klischee eines *tough guy* – und ist gerade deshalb in seiner ölig frettchenhaften Herrenklub-Stutzerhaftigkeit eine Figur von verführerischer Überzeugungskraft: Enoch «Nucky» Thompson, Stadtkämmerer von Atlantic City und Besitzer eines Kasinos. Der Big-Business-Drahtzieher und Hinterzimmer-Mauschler hat die Stadt fest im Griff. Er bestimmt, wer Bürgermeister wird, pflegt beste Kontakte zu Washingtons Politikern und lässt sich die Schutzgelder von den Etablissements an der Seepromenade in sein Luxusbüro bringen. Nie roh, selten ausfallend, mehrheitlich höflich, smart, jovial; ein Nadelstreifenzwirn- und Seidenkrawatten-Geck, der sich in urbaner Kultur geschmeidig zu bewegen weiss. Steve Buscemi, meist in skurrilen bis schrägen Rollen, verkörpert «Nucky» Thompson mit umwerfender Grandezza.

«Boardwalk Empire» heisst die grandiose TV-Serie aus der Qualitätsschmiede HBO («Sopranos», «Wire»), die von Pay-Kanälen wie TNT zwar ausgestrahlt wurde, aber endlich auf dem DVD-Markt mit der ersten Staffel erhältlich ist. Denn der epische Sog entfaltet sich erst jenseits des Programmdiktats. «Boardwalk» kommt ohne die in TV-Serien obligaten Cliffhanger aus, breitet dafür eine Epoche in all ihren Winkeln und Schattierungen aus und nimmt sich Zeit für die Entwicklung der Charaktere. Das ist nie langweilig, bleibt immer spannend.

Terence Winter (aus dessen Feder die «Sopranos» stammen) schrieb die Serie, Martin Scorsese hat mitproduziert und den Pilotfilm inszeniert. HBO war diese Konstellation so viel wert, dass der Sender fünf Millionen Dollar in einen hundert Meter langen Strandpromenaden-Set in Brooklyn investierte und Scorsese ein Budget von zwanzig Millionen für den Pilotfilm garantierte. Die Ausgaben machten sich bezahlt: Nach dem US-Start Ende 2010 waren über sieben Millionen Zuschauer vorm Bildschirm. Umgehend wurde grünes Licht für eine zweite Staffel gegeben.

Das Epos setzt am Vorabend des 17. Januar 1920 ein, des Tags, an dem die Prohibitions-gesetze in Kraft traten. Für Thompson die Steilvorlage, mit Alkoholschmuggel und illegalen Bierbrauereien die Profite in schwindelerregende Höhen zu treiben und seinen Ein-

fluss in Washington zu optimieren. Dass die ergaunerten *quick millions* Neider und rüde Gangster anziehen wie das Licht die Motten, ist für «Nucky» eine Frage der Geschmeidigkeit. Die Figur geht übrigens auf Enoch «Nucky» Johnson zurück, der tatsächlich Atlantic City beherrschte und 1941 verurteilt wurde. Terence Winter griff bei seiner peniblen Rekonstruktion auf das gleichnamige Sachbuch von Nelson Johnson zurück, der am Beispiel von Atlantic City einen amerikanischen Gründungsmythos in all seinen schillernden Facetten schildert.

Ein betörendes Defilee

Thompson baut seine Macht umsichtig auf, machte den Bruder zum Sheriff, nimmt die irische Einwanderin Margaret Schroeder (Kelly Macdonald), die in der Women's Temperance League aktiv ist, unter seine Fittiche und beschäftigt den jungen Jimmy Darmody (Michael Pitt), der lädiert aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs zurückgekommen ist. Thompsons Hilfsbereitschaft ist zwar berechnend, aber immer samtpfötig. Gegenspieler seiner pragmatisch praktizierten moralischen Prinzipien ist Agent Nelson Van Alden (Michael Shannon). Ein fundamental evangelikaler Eiferer, der sich zwanghaft kasteit, um keine Sünde zu begehen – und darüber zum Mörder wird.

Die unglaubliche Faszination der Serie resultiert aus dem Ineinandergreifen von Legalität und Illegalität, Wahrheit und Lüge, Moral und Unmoral. So verliert, scheinbar gefestigt, die sanfte, schüchterne Margaret Schroeder bei der Entscheidung zwischen Thompson und ihren hehren Moralprinzipien fast den Boden unter den Füßen. «Boardwalk Empire» zeigt nicht nur die Herrenklubs mit ihren zynischen Riten und Usancen, sondern auch die Suffragetten, die über das Alkoholverbot das Frauenrecht erkämpften; religiöse Sektierer, die gegen Wirtschaftskrise und Dekadenz eifern und zugleich davon profitieren; Politiker, die sich schmieren lassen, und rabiate Gangster, die die Probleme auf die Schnelle lösen. Durch die Epoche mäandern auch der junge Al Capone (Stephen Graham), der aufbrausende Lucky Luciano (Vincent Piazza) und der damalige New Yorker Gangsterboss Arnold Rothstein (Michael Stuhlbarg). Eine panoramische Historie mit souveränem Zugriff.

Ein betörendes Defilee von Nadelstreifen- und Karojacketts, Seidenkrawatten, edlen Borten, Rüschenröcken, erlesenem Mobiliar, gewienerten Herrenklubs, Stuckhallen, gleisenden Lüstern, Marmor, Intarsienschreibtischen, Chesterfield-Chaiselongues, schummrigen Boudoirs, billigen Wohnungen – die Requisite kann aasen. «Boardwalk Empire» ist wie ein Triptychon; die verschiedenen Schauplätze wirken spannungsvoll aufeinander ein: das Lokalkolorit, die Entwicklung der Figuren und die Motive ihrer Handlungen. Das ist von hoher Erzählkunst. In unserer TV-Kultur ist, auch nur ansatzweise, eine solch anschauliche Umsetzung einer Epoche völlig undenkbar.

Boardwalk Empire: 1. Staffel, 12 Episoden



Umwerfende Grandezza: Steve Buscemi als Enoch «Nucky» Thompson.

Top 10

Knorr's Liste

1	Hugo	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
2	Tyrannosaur	★★★★★
	Regie: Paddy Considine	
3	Take Shelter	★★★★☆
	Regie: Jeff Nichols	
4	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
5	The Pirates! Band of Misfits	★★★★☆
	Regie: Peter Lord / Jeff Newitt	
6	The Best Exotic Marigold Hotel	★★★★☆
	Regie: John Madden	
7	Poupoupidou	★★★★☆
	Regie: Gérald Hustache-Mathieu	
8	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Gary Ross	
9	The Woman in Black	★★★☆☆
	Regie: James Watkins	
10	The Iron Lady	★★★☆☆
	Regie: Phyllida Lloyd	

Kinozuschauer

1 (1)	The Hunger Games	20 131
	Regie: Gary Ross	
2 (-)	Wrath of the Titans (3-D)	16 715
	Regie: Jonathan Liebesman	
3 (2)	Intouchables	14 318
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
4 (-)	Türkisch für Anfänger	12 854
	Regie: Bora Dagtekin	
5 (-)	The Pirates! Band of Misfits	9 266
	Regie: Peter Lord / Jeff Newitt	
6 (-)	The Woman in Black	7 127
	Regie: James Watkins	
7 (3)	This Means War	5 104
	Regie: McG	
8 (4)	The Best Exotic Marigold Hotel	4 714
	Regie: John Madden	
9 (5)	The Iron Lady	3 231
	Regie: Phyllida Lloyd	
10 (6)	Contraband	2 356
	Regie: Baltasar Kormákur	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Breaking Dawn (Ascot Elite)
2 (-)	Tim und Struppi (Sony)
3 (1)	Killer Elite (Impuls)
4 (2)	In Time (Fox)
5 (3)	Happy Feet 2 (Warner)
6 (-)	Zwei an einem Tag (Universal)
7 (3)	Aushilfsgangster (Universal)
8 (-)	The Thing (Universal)
9 (6)	Abduction (Impuls)
10 (4)	The Guard (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Psychologisch-emotionales Erlebniskino: Roberto (Ricardo Darín), Jun (Ignacio Huang).

Kino

Eine Kuh fällt vom Himmel

Im argentinischen Film «Un cuento chino» brilliert ein Star, der alle Hollywoodianer hinter sich lässt: Ricardo Darín.
Von Wolfram Knorr

Roberto hat ein Eisenwarengeschäft in Buenos Aires. Der grantige Eigenbrötler, der niemanden um sich haben kann und seine Kundschaft fast als Zumutung empfindet, sammelt in seiner Freizeit grotesk-makabre Geschichten, die er aus Zeitungen schneidet und in Kladden einklebt. Verrücktheiten – wie etwa die Geschichte mit dem Wagen voller Eisenstangen, der ins Schleudern gerät, worauf die Stangen durch die Fensterfront eines Coiffeurladens schiessen und Kunde und Friseur köpfen –, die Roberto als Beweis dienen, wie zufällig und sinnlos das Leben ist.

Doch dann gerät er selbst in einen solchen «Zufall»: In China krachte eine Kuh auf das Boot eines jungen Paares und riss die Braut mit in den Tod. Auch diese Geschichte fand in Robertos Kollektion ihren Platz. Was er allerdings nicht ahnen konnte: Der junge Chinese Jun (Ignacio Huang), der eines schönen Tages dem Misanthropen Roberto an der Backe klebt, kein Wort Spanisch kann und seinen Onkel sucht, ist jener Chinese, dem die Kuh aufs Boot flog.

«Un cuento chino», eine spanische Redewendung, die etwa «Ammenmärchen» bedeutet, gehört zu den mit Abstand originellsten Buddy-Tragikomödien der letzten Jahre. Das liegt nicht nur an der witzigen, intelligenten und zutiefst humanen Story von Sebastián Borensztein (auch Regisseur), sondern vor allem

auch an Ricardo Darín, der den miesepetripingeligen, graugesichtigen Händler Roberto spielt, der jeden Nagel zählt und in Harnisch gerät, wenn sich in den Schachteln weniger Nägel als angegeben befinden.

Mit schöner Regelmässigkeit finden Filme aus Argentinien in Schweizer Kinos, in denen Darín mitwirkt. Etwa «El secreto de sus ojos» (2009), der es in der Schweiz auf über 80 000 Besucher brachte. Das ist eigentlich nicht erstaunlich, denn Ricardo Darín, 55, ist ein Erlebnis der ganz besonderen Präsenz. Er personifiziert den Tango, ist – wie der Tanz – eine Mischung aus dem Heimweh der Zukurzgekommenen und der Lebensgier von Desperados; in seinen dunklen Augen und dem schiefen Lachen glühen Heimweh und Besessenheit. Ricardo ist reinste *tristeza*, aber lebenssehnsuchtsatt, immer lavierend zwischen Exzentrik und Schlitzohrigkeit, nölender Bockigkeit und philosophischer Grandezza; ein Star mit der Lizenz zur flirrenden Authentizität. Mit dem internationalen Star-Verschiebebahnhof hat er nichts am Hut.

Wie er in «Un cuento chino» (deutscher Titel: «Chinese zum Mitnehmen») zwischen Misanthropie und erwachtem Mitfühlen im Umgang mit der liebenswerten Klette Jun fast zerrissen wird, das ist wunderbar psychologisch-emotionales Erlebniskino. ★★★★★

Weitere Filmstarts

Bullhead — Der belgische Rinderzüchter Jacky (Matthias Schoenaerts) pumpt nicht nur sein Vieh mit Hormonpräparaten auf, sondern auch sich, bis er seinen Rindern ähnelt und «Rundskop» (so der Originaltitel) genannt wird. Bei den Nachbarn gefürchtet, gerät er immer tiefer in die Abhängigkeit der Tierhormon-Mafia, während er selbst seine in der Kindheit verlorene männliche Identität mit immer mehr Muskeln zu kompensieren versucht. Das belgische Erstlingswerk von Michael R. Roskam (auch Drehbuch) ist in seiner Traurigkeit ebenso eine Wucht wie in seiner Vitalität. Vor dem Hintergrund eines politisch zerrissenen Landes eine höchst originelle Analogie: Nicht nur durch die Muskeln Jackys brennt sich die heisse Glut eines qualvollen Identitätsdilemmas, auch durchs Land zwischen Flamen und Wallonen. Ein düsterer, aber grosser Wurf. ★★★★★



Ein düsterer, aber grosser Wurf: «Bullhead».

Corpo Celeste — Die 13-jährige Marta kehrt mit ihrer älteren Schwester und der Mutter nach zehnjährigem Schweiz-Aufenthalt in ihre süditalienische Heimat zurück und soll gefirmt werden. Der Spielfilm-Erstling von Alice Rohrwacher setzt fast dokumentarisch schmucklos ein, zeigt ein trostloses, urbanes Brachland, das nur noch von der Kirche einigermaßen zusammengehalten wird – und



Alltägliches Geschehen: «Corpo Celeste».

zieht den Zuschauer suggestiv ins alltägliche Geschehen. Rohrwachers Neo-Neorealismus über die profane klerikale Umtrieblichkeit ist von hoher Faszination. ★★★★★

Mirror, Mirror — Schneewittchen allerorten; seit die Fantasy wahre Purzelbäume schlägt, ist das gute alte Märchen reif für Horror und anderes. Für ein bisschen was «anderes» sorgte der indische Star-Kino-Designer Tarsem Singh («Immortals») mit seiner Märchenversion. Auch wenn Julia Roberts, von Eigenliebe aufgeblasen, die böse Stiefmutter lustvoll mimt und manche Einfälle hübsch sind, weiss man nicht so recht, für welches Publikum diese Version – mehr Bollywood als Hollywood – gemacht wurde. ★★★★★

Iron Sky — Gross war im Vorfeld das Gedöns um den zweiten Film des Finnen Timo Vuorensola, dessen Erstling «Star Wreck» im Internet zu sehen war. Die Internet-Fans konnten sich auch an den Produktionskosten der neuen Klamotte beteiligen (Crowdfunding). Die deutsch-australische Co-Produktion, die von Nazis handelt, die sich nach dem Krieg auf die Schattenseite des Mondes gerettet haben, von Ami-Astronauten entdeckt werden und zum Gegenschlag auf die Erde ausholen, ist nur mässig witzig. Die originelle Grundidee verpufft schnell, erst in Klamottigkeit, dann in «Star Wars»-Geballer. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Neue amerikanische Komödien werden von Ihnen niedergemacht. Was sind denn Ihre Kriterien für eine gelungene Komödie, und welche ist für Sie die beste, die je gedreht wurde? H. M., Rüschlikon



Die neuen US-Komödien sind grottenschlecht, tiefstes Niveau, platter Klamauk. Eine richtige Komödie steht immer auf der Kippe, ins Tragische zu stürzen. Sie strampelt über dem Abgrund der Wirklichkeit und klammert sich an den Konjunktiv, an die Mög-

lichkeitsform. Für mich ist deshalb die beste aller Komödien Ernst Lubitschs «To Be or Not to Be» aus dem Jahre 1942. Da wird auf der Trennungslinie zwischen Spiel und Ernst, Schein und Realität, Sein und Nichtsein ums nackte Leben jongliert. Eine Schauspieltruppe im Nazi-besetzten Warschau versucht mit aberwitzigen Konjunktiven ihre Haut zu retten. Eine Tragödie, aus dem Gelächter geboren.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Richtig gut

Von Peter Hartmann

Der fliegt richtig gut ins Kreuzeck» (ein Freistossball der Mainzer in Bremen). «Einmal ein richtig gut strukturierter Angriff» (des FC Bayern gegen Nürnberg). «Das richtig gute Spiel in der Vorwärtsbewegung ist es noch nicht» (Real Madrid mit eingeschlafenen Beinen in Nikosia).

Der Zwei-Wort-Spruch hat auf Google 22 Millionen Einträge. Vom Tipp «richtig gut küssen» bis zum «richtig guten Aprilwetter am Gardasee». Jetzt macht «richtig gut» Fussballkarriere. Wie sich die Floskel in das Füllhorn deutschzüngiger TV-Reporter einschlich und schwarmhaft ausweitete und zur Rudelbildung der Nachplapperer führte, müssen Linguisten klären. Marcel Reif, dem Reich-Ranicki der Spielkritik, fliesst die flapsige Gutheissung so leicht über die Lippen wie dem Aristokraten Fritz von Thurn und Taxis. Und schon ist «richtig gut» über den Rhein geschwappt an den Leutchenbach der Ruefers und Salzgebers und in die Studios des Teleclubs in Volketswil.

Von der Schule hat es keiner mitgebracht. In der Schweiz werden nur «sehr gut» (die Note 6) und «gut» (5) vergeben. Deutschlands Gymnasien zensieren abgestuft: «Voll sehr gut» entspricht der Note 15, «sehr gut» der 14. Dann geht es die Treppe runter über «knapp sehr gut» (13), «voll gut» (12), «gut» (11) bis zu «knapp gut» (10).

«Richtig gut» kommt in keiner Skala vor. Es ist Lob in der Neutralitätsform, anwendbar sowieso auf den Spassfussball, aber auch als versteckte Anerkennung des sonst geschmähten Taktikfussballs. Ein «sehr gut» wäre bloss oberflächliche Bewunderung. «Richtig gut» bedeutet: richtig und gut, verrät also richterliche Urteilskompetenz. Im Übertreibungswildwuchs der Umgangssprache (mega, giga, galaktisch etc.) wirkt es entwaffnend, geerdet. Im ständigen Stoffwechsel der Moden verdrängt es abgenutzte Klischees wie das Momentum, den Stockfehler, «die Leistung abrufen».

Mit der Flut der Direktübertragungen in den Pay-TV-Kanälen von Sky und Teleclub ist entsprechend die Anzahl der Menschen gewachsen, die neunzig Minuten über das Spiel palavern und dankbar sind für jede Worthülse. Eine ungeheuer lange Redezeit, die auch den Entertainer und den Politiker an Versagensabgründe führt. Dann droht das Gegenteil von «richtig gut». Momentan ist es «grottenschlecht». Wird schon unterwandert von «unterirdisch».

«Einfach dran glauben»

Eine einzigartige Jazzband formiert sich, Neues aus der Zürcher Hotellerie. Von Hildegard Schwaninger



Medley von Louis Armstrong: Schönheitschirurg Wolfensberger.

Der Mann schreibt seit drei Jahren jeden Tag eine der meistgelesenen Kolumnen der Schweiz (im *Blick am Abend*), jetzt spielt er auch noch Jazz. Ringier-Autor **Helmut-Maria Glogger** hat zur Eröffnung des Zürcher Dixie-Festivals am 12. April eine Band zusammengestellt, wie es sie nie wieder geben wird. Eine Mischung aus Profis wie **Robi Weber** am Piano, **Kalli Gerhards** am Bass, **Curt Treier**, jahrelang Drummer der Radio-und-TV-Big-Band, am Schlagzeug – und Laien.

Zum Üben traf man sich im von A (wie Abwasch) bis Z (wie Zen) durchdesignten Haus von Schönheitschirurg und Hobby-Trompeter **Christoph Wolfensberger**. Der spielte ein **Louis-Armstrong-Medley**. Aus Appenzell kam Saitenvirtuose **Roman Brülisauer** mit seinem Hackbrett; auch dabei war **Werner «Wieni» Keller**, Import-Parfümerie-Millionär, der dem Blues neue Töne verleiht, und Ex-Ringier-Verlagsleiter **Duke Seidmann** «websterte» auf dem Rock-Saxofon. Und Glogger? Der übt. Mit seinem alten Klavierlehrer **Jürg Hager** von Musik Hug. Der ihn ermutigt: «Herr Glogger, das kommt schon. Sie müssen einfach dran glauben – es kommt!» Wer kommt zum Konzert ins Albisgüetli? Gloggers Freunde, Feinde und Freundinnen. In Dur und Moll.

Die Swiss American Golf Championship war ein Charity-Turnier, das jedes Jahr unter

dem Motto «Wenn gute Leute sich für eine gute Sache zusammentun, dann geschehen gute Dinge» veranstaltet wurde.

Dieses Jahr musste **Ellen Frick-Delman**, die auch US-Konsulin in Zürich ist, den Event schweren Herzens absagen. Das Turnier am Sempachersee am 11. Mai findet nicht wie geplant statt, es wurde verschoben. Wie Frick-Delman hofft, «auf nächstes Jahr». Langjährige Sponsoren haben sich zurückgezogen, neue waren keine zu finden. Klarer Fall: Finanzkrise! Die Swiss American Golf Championship war



Event verschoben: Frick-Delman (l.), Miller.

immer ein voller Erfolg, 535 000 Franken kamen in dreizehn Jahren zusammen, ein grosser Teil des Geldes ging an SOS-Kinderdörfer. **Nadia Miller** von La Prairie spendete kostbare

Beauty-Produkte, **Shawne Fielding** war gut aufgelegt, und Multimillionär **Hausi Leutenegger** spendete ebenfalls. Unter den Gästen waren auch ein paar begnadete Golfer. **Ellen Frick-Delman**, die mit dem Schweizer Geschäftsmann verheiratete Amerikanerin, ist auch Präsidentin von Hadassah Schweiz, die gerade eine Partnerschaft mit Christie's einging.

Bankenkrise und die aktuelle Finanzierungs-**Bank**krise der Staaten zwingen auch die Bank Vontobel, ihre Sponsorentätigkeit zu überdenken. So gab **Herbert Scheidt**, Verwaltungsratspräsident der Schweizer Privatbank, am Montag in Salzburg bekannt, dass die Bank Vontobel ihr Engagement als Hauptsponsor der Salzburger Osterfestspiele einstellen wird. Die Vontobel-Bank war fünfzehn Jahre lang Hauptsponsorin. Ab 2013 wird Vontobel noch projektbezogen in Salzburg sponsern. **Christian Thielemann** dirigiert dann «Parsifal». Verlässlich als Sponsor bleibt die Bank Vontobel dem Heimatmarkt verbunden, nämlich dem Lucerne Festival.

Die Gastronomin **Maria Büeler Zischler** konnte noch so wirbeln, das Hotel «Alden Splügenschloss» ist kein einfach zu führendes Haus. Die tüchtige, umtriebige Wirtin setzte Know-how, Kreativität und Charme ein, machte mit irrwitzigen Hutkreationen Furore, aber das Zürcher Hotel kam trotzdem nicht in Schwung. Jetzt hat sich **Christian Frei**, Chef von CFP



Besitzerwechsel: Hotel «Splügenschloss».

Hotels, vom Hotel «Alden» getrennt und es an die Fattal-Gruppe Leonardo Hotels, der auch der «Rigihof» gehört, verkauft. Unter der Führung von Christian Frei bleibt das Viersternehotel «Ascot», 1954 von **Anton Eric Scotoni** gegründet, der kürzlich im Alter von 95 Jahren verstorben ist. Das «Ascot» ist beliebt für Businesslunches. Stammgast ist Rechtsanwalt und Jus-Professor **Daniel Fischer**, das Roastbeef vom Wagen ist das beste der Stadt, das Geschnetzelte mit Rösti auch. Zur CFP-Gruppe gehören, neben Appartementshäusern, auch das Dreisternehotel «Basilea» und das Restaurant «Fujiya of Japan» am Tessinerplatz, berühmt für sein Teppanyaki.

Im Internet

www.schwanagerpost.ch



Mein Beauty-Koeffizient

Unser Kolumnist fährt nach Deutschland und geht hin, wo alle hingehen. Ferner: Warum es wenig schöne Frauen gibt in Berlin. *Von Mark van Huissing*

Vergangene Woche war ich in Berlin und Potsdam. In Babelsberg, einem Stadtteil von Potsdam, liegt das Haus von Gerd Harry «Judy» Lybke, den ich besuchte und dem die Galerie «Eigen + Art» gehört (Berlin und Leipzig; er vertritt Neo Rauch, Martin Eder, die Schweizerin Annelies Strba oder Matthias Weischer). Babelsberg, sagt man, sei das Hollywood Deutschlands, weil sich dort etwa die Firmen Filmstudio Babelsberg sowie Ufa Film- und TV-Produktion befinden. In einigen der grossen Häuser von Neubabelsberg, einer «Villensiedlung» (Wikipedia) an der Strasse zu dem Schloss Babelsberg, lebten früher etwa die Schauspieler Marika Röck, Willy Fritsch oder Brigitte Horney.

Die Karl-Marx-Strasse, ehemals Königsstrasse, ist schön gelegen – die besten Grundstücke stossen an den Griebnitzsee, Uferweg gibt es keinen (somit auch keine Touristen in den Parkanlagen um die Häuser an Wochenenden), am gegenüberliegenden Seeufer (das zu Berlin gehört) darf nicht gebaut werden; Wolfgang Joop, nebenbei, habe ich einmal besucht in seinem Haus in dem Viertel. Judy Lybkes Haus ist ungewöhnlich für die Villensiedlung (er kaufte es vor zirka sieben Jahren, als Potsdamer Landpreise niedrig waren, heute kosten Grundstücke – meistens 2000 bis 3000 Quadratmeter gross – ab 2 Millionen Euro; MvH empfiehlt, nicht mehr zu kaufen). Er liess das Haus nicht umbauen oder renovieren, sondern bloss Wände darin einreissen – weil er nicht 23 Zimmer brauchte. Vorbesitzer war das Rote Kreuz, das Haus diente dazu, Kranke

und/oder Einsame unterzubringen (wer wissen möchte, wie es aussieht, wartet auf die Foto-Homestory in der *Weltwoche* «Stil»-Ausgabe Nr. 3/12 vom 24. Mai).

In Berlin sah ich die Schau «Polaroids» von Helmut Newton (Museum für Fotografie, bis 20. Mai). Die Ausstellung, die ich interessant finde (weil man erfährt, wie zeitgemässe Modefotografen viele Ideen im Archiv von Newton, sagen wir, «finden»), wurde in der *Weltwoche* «Stil»-Ausgabe Nr. 1/12 vom 22. März empfohlen – «gute Kunst, schön anzusehen zudem». Wenn wir es davon haben, «Berlin, du hast es besser», möchte man schreiben (was grosse Ausstellungen angeht jedenfalls): Die Show «Pacific Standard Time» (Kunst in Los Angeles 1950 bis 1980), eine «Megaschau» (Berlinerfestspiele.de), an der in Los Angeles über sechzig Museen und Galerien beteiligt waren, wird zurzeit in dem Martin-Gropius-Bau gezeigt (in Verbindung mit dem J. Paul Getty Museum, L.A.), Berlin ist die einzige europäische Station, klar. Das 8×12 Meter grosse Bild «Berlin Red», von Sam Francis gemalt in Santa Monica für die Neue Nationalgalerie Berlin, wäre alleine eine Reise wert; dazu gibt es noch Werke von Ed Ruscha («Standard Station») oder David Hockney («A Bigger Splash»), bis 10. Juni.

Das neueste Restaurant, in das alle gehen, heisst «Pauly Saal», es befindet sich in der ehemaligen Jüdischen Mädchenschule (Auguststrasse, Berlin Mitte). Wenn hier steht, «in das alle gehen», dann trifft es das. In Zürich ist man ja treu, was Restaurants angeht (man geht dorthin, wo man immer hinging); in Berlin ist man untreu (man geht dorthin, wo ein Lokal neu aufging – bis das nächste neu aufgeht). Im «Pauly Saal» sieht man, in welcher Sicht es Berlin nicht besser hat als Paris, London, Mailand (oder, *for that matter*, Zürich): beim sogenannten Beauty-Koeffizienten (Zahl schöner Frauen [respektive gut aussehender wenigstens], gemessen an der Gesamtbevölkerungszahl). Der Berliner Beauty-Koeffizient ist niedrig. Ein (oder der) Grund: zu wenig Männer mit Vermögen in der Stadt. In dem Restaurant, für die, die es trotzdem interessiert (oder selber kein Geld haben), gibt es deutsche Küche (Gesottenes vom Bio-Ochsen empfiehlt Ihr Kolumnist). Ausserdem zu empfehlen, in Berlin Mitte ebenfalls: ein Laden mit Namen «Isobel Gowdie» («2nd hand designer clothing») – MvH kauft keine getragenen Kleider, natürlich, aber, wer in Berlin ist, denkt er, will es vielleicht machen wie die Berliner (ferner gibt es neue Teile sowie «design objects/ contemporary art» in dem Geschäft; Alte Schönhauser Strasse 39).

Die gute Nachricht aus Zürich: Nach den Sommerferien öffnet Philippe Haussener, mit dem ich bekannt bin und dem das «Tao's» gehört, ein neues Restaurant, das «Aura» (in der Alten Börse, zudem einen «Event-Saal» dort). Das für die, die auch in Zürich in ein neues Lokal gehen wollen, in das vielleicht alle gehen.

Gesellschaft

Ansaugen

Von Beatrice Schlag — Öffentliche Küsse sollten ein freudiger Anblick sein. Sind sie aber nicht.

Wenn zwei im Tram knutschen, ist das vielen peinlich. Manche schütteln angewidert den Kopf, andere schauen kurz hin und dann demonstrativ weg. Mir war das lange ein Rätsel. Warum freute sich die Umwelt nicht, wenn zwei junge Menschen – öffentliche Schmuser sind ja meist jung – so verliebt sind, dass ihre Münder gar nicht anders können als aufeinander zuzusteuern?

Irgendwann gehörte ich auch zu den Wegsehern, ohne darüber nachzudenken, warum die Freude nicht mehr da war. Bis ich in einer Zeitschrift las, was Sophia Loren jungen Schauspielerinnen gerne raten würde: «Lernt, wie man küsst. Heutzutage küsst man anders. Es sieht eher aus, als würde man einander aufessen. Sie sollten sich ansehen, wie Ingrid Bergman und Cary Grant sich in «Notorious» küssen. Verschlingen die einander? Nein!» Ihre österreichische Kollegin Senta Berger, auch eine erfahrene Leinwand-Liebhaberin, muss bei heutigen Filmküssen immer an Fische denken: «Es ist mehr so ein schlauchbootähnliches Ansaugen der Münder.»

Wie Sex, zu dem es ja oft führt, lernt man das Küssen beim Fernsehen und im Kino. Das ist immer eine dürftige Schule gewesen, aber eine andere gibt es nicht. Also versucht man, bei den ersten Versuchen so auszusehen wie am Bildschirm oder auf der Leinwand. Und da hat sich tatsächlich viel verändert. Filmküsse erinnern heute eher an Nahkampf als an aufregende Annäherung. Geöffnete Lippen werden mit drastischem Nachdruck aufeinandergepresst, die Bewegungen der Wangen lassen auf ungestümes Zungenwedeln schliessen. *Too much information*, sagen die Amerikaner. So genau will man's nicht wissen. Der berühmte Kuss zwischen Ingrid Bergman und Cary Grant in Hitchcocks «Notorious», damals als längster der Filmgeschichte angepriesen, ist in Wahrheit übrigens nicht einer, sondern eine fast dreiminütige Abfolge von Küssen, von denen nicht einer befürchten lässt, man habe danach abgenudelte Lippen. Wer zweifelt, kann sich bei Youtube überzeugen, dass zarter nicht lahmer ist. Und dass Ingrid Bergman noch besser küsst als Cary Grant.



Chic und nah am Wasser

Von Jürg Zbinden

1 — «Am Sonntag will mein Süßer mit mir segeln gehn» hiess einer der populärsten Schlager aus dem Jahre 1929. Für ein ausgedehntes Bad im See ist es noch ein bisschen früh, aber es gibt ja auch noch das Meer, und wer sein Badekostüm beziehungsweise die Badehose jetzt kauft, die/der hat noch die Wahl – in einigen Wochen sind die schönsten Teile häufig schon nicht mehr an Lager. Auf türkisfarbenem Grund leuchten diese Paisley-Shorts des Schweizer Bademodeherstellers Lahco. Sie kosten Fr. 179.–. Bezugsquellen: www.lahco.ch.

2 — «Angel», der Duft, der Thierry Mugler reich gemacht hat, verkauft sich noch immer sagenhaft gut. «Angel Aqua Chic» – eine Kreation von Aurélien Guichard für Givaudan – ist eine erfrischende Variation des Erfolgsdufts. Das Parfümkonzentrat wird nicht, wie sonst üblich, mit destilliertem Wasser und Alkohol verdünnt, sondern mit einer Alkohol-Hydrolat-Mischung (Hydrolate entstehen bei der Wasserdampfdestillation). Ein Hydrolat ist ein zart duftendes, «veredeltes» Wasser, das Partikel ätherischer Öle enthält. Es ist das erste Mal, dass ein Parfümhersteller das destillierte Wasser und eine Teilmenge des Alkohols durch Blütenwasser ersetzt. In diesem Fall ist es ein Kornblumenhydrolat. Das Eau de Toilette légère zu 50 ml ist für Fr. 74.– ab April im Fachhandel erhältlich.

3 — Ein Unikat dieses Sommers ist das Philippe-Ferrandis-Collier, das weltweit nur neunzehn ähnliche Schwestern hat. Muschel, Quarz und Acrylharz sorgen für einen Blickfang von Marbella bis Saint-Tropez. Der Preis der absolut abendtauglichen Strandschönheit beträgt Fr. 985.–. Von Les Bijoux de Ghislaine, Rötelstr. 11, in Zürich (Tel. +41 79 636 00 18).

4 — «Alien Aqua Chic» ist das Pendant aus dem All zu «Angel Aqua Chic». Die neue, würzige Note ist dem Ingwerwasser zuzuschreiben. Der Flakon in der Farbe des Amethysts ist ebenfalls ab April (60 ml kosten Fr. 74.–) im Handel erhältlich.

5 — Was haben Osterhasen auf der Herrenbadehose von Hannes B. verloren? Die verstecken doch wohl nicht . . . Die Shorts aus reiner Baumwolle mit Kontrast-Applikation auf der Kehrseite kosten Fr. 120.–. Von Hannes B., im Zunfthaus zur Meisen am Münsterhof in Zürich.

1



2



3



4



5



Hochdeutsches Steuerreich

Von *Andreas Thiel* — Schutz von Privateigentum wird bestraft. Kriminelle Handlungen werden belohnt. Welch ein Rechtsstaat!

Thiel: Herr Steinbrück, was ist ein Rechtsstaat?

Steinbrück: Ein Rechtsstaat ist ein Staat, in welchem die Politiker so viel Steuern eintreiben können, wie sie wollen.

Thiel: Was ist Freiheit?

Steinbrück: Freiheit ist, wenn alle tun, was die Politiker wollen.

Thiel: Was heisst Datenschutz?

Steinbrück: Datenschutz heisst, dass sich der Staat die persönlichen Daten seiner Bürger auf illegale Weise beschaffen darf.

Thiel: Wir brauchen dafür eher Begriffe wie Diebstahl, Hehlerei und Denunziantentum. Wissen Sie, woran dieses deutsche Vorgehen uns Schweizer erinnert?

Steinbrück: Jetzt kommen Sie mir nicht wieder mit der Nazi-Keule!

Thiel: Ach, ich dachte eher an das Bild mit den Indianern und der Kavallerie, aber jetzt, wo Sie die Nazis erwähnen ...

Steinbrück: Wir sind doch alles Europäer. Was unterscheidet Sie von mir?

Thiel: Ich bin ein ehrlicher Mensch ...

Steinbrück: Heisst das, dass ich ein unehrlicher Mensch bin?

Thiel: Das haben Sie jetzt gesagt, dass Sie ein unehrlicher Mensch sind. Ich habe nur gesagt, dass ich ein ehrlicher Mensch bin.

Steinbrück: Damit unterstellen Sie aber, dass ich ein unehrlicher Mensch bin.

Thiel: Ich unterstelle nichts. Ich frage mich aber, ob Sie als Politiker vielleicht nicht von Berufes wegen ein unehrlicher Mensch sein müssen.

Steinbrück: Es gibt keinen ehrlicheren Menschen als mich.

Thiel: Das habe ich fast schon befürchtet, dass es in der deutschen Politik keinen gibt, der ehrlicher ist als Sie.

Steinbrück: Was wollen Sie damit sagen?

Thiel: Das Problem sind doch nicht die tiefen Steuern in der Schweiz, sondern die hohen Steuern in Deutschland.

Steinbrück: Tiefe Steuern sind schlecht für die Bürger.

Thiel: Ach. Und warum geht es den Schweizern besser als den Deutschen, obwohl sie tiefere Steuern haben?

Steinbrück: Vermutlich weil sie den Deutschen Geld gestohlen haben.

Thiel: Oder versickert bei uns einfach weniger in der staatlichen Verwaltung?

Steinbrück: Was weiss ich?

Thiel: Liegt es vielleicht daran, dass bei uns die Politiker weniger Macht haben und somit weniger Geld verschwenden?

Steinbrück: Ach was.

Thiel: Könnte es sein, dass die Bürger hier mehr haben, weil ihnen der Staat weniger wegnehmen kann?

Steinbrück: Humbug.

Thiel: Liegt es vielleicht auch daran, dass die Schweizer mehr und länger arbeiten als die Deutschen, und das bei weniger Ferien und höherem Pensionierungsalter?

Steinbrück: Pah! Arbeit ...

Thiel: Ich weiss, dass Sie noch nie einen Franken zum Bruttosozialprodukt beigetragen haben. Sie waren immer nur in Politik und Verwaltung tätig. Vom Studium sind Sie direkt zum Staat gegangen. Deswegen ist die einzige Möglichkeit für Sie, zu Geld zu kommen, Steuern einzutreiben. Um Ihre Familie ernähren zu können, müssen Sie der arbeitenden Bevölkerung Geld wegnehmen.

Steinbrück: Jetzt hören Sie aber ...

Thiel: Ich habe mich in der Schweiz ein bisschen umgehört. Die sagen hier alle: «Wenn der Steinbrück Geld will, dann soll er arbeiten gehen.»

Steinbrück: Das ist ja ...

Thiel: Sie können hierzu gerne zu uns in die Schweiz kommen.

Steinbrück: Wieso?

Thiel: Dank der steuerlichen Attraktivität haben wir trotz höherer Einkommen immer noch viele offene Stellen. Und jetzt kommt das Beste: Dank der Personenfreizügigkeit dürfen Sie sogar als Deutscher hier in der Schweiz arbeiten. Sie sind eingeladen, vielen ihrer Landsleute zu folgen und hier eine Stelle anzutreten, um so auf ehrliche Weise Geld zu verdienen.

Steinbrück: Pah ...

Thiel: Und wenn Sie Ihren Lohn hier in der Schweiz mit ehrlicher Arbeit verdienen, dann müssen Sie Ihren Landsleuten auch nicht mehr so viel Geld wegnehmen.

Steinbrück: Noch ein Wort, und ich verklage Sie ...

Thiel: Nur zu, die Schweiz ist ein Rechtsstaat.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien.

Chinoiserie

Von *Peter Rüedi*



Die Botschaft hört' ich wohl, allein, mir fehlte der Glaube. Bis anhin. Anders gesagt: Theoretisch kann es ja gar nicht sein, dass uns die Chinesen zwar nicht nur die teuersten Bordeaux wegkaufen (und vielleicht auch wegsaufen), dass aber auf mehr als neun-einhalb Millionen Quadratkilometern sich nirgends tolle Bedingungen für den Weinbau finden. Ein Problem (unter vielen andern) ist die Grösse Chinas. Da sind für Nichtchinesen allenfalls ein paar Riesen wahrnehmbar, mit Namen wie Great Wall, Dragon Seal, Dynasty und vor allem Changyu Winery. Letztere hat ihren Sitz auf der Halbinsel Shandong, aber der Wein in meinem Glas wuchs in Ningxia, die Kleinigkeit von 2000 Kilometern nordwestlich gelegen, in den Helan-Bergen, unweit der Grenze zur Mongolei. Etwas viel *Chinese name-dropping*, mit dem einzigen Zweck, den Leser so verwirrt zu machen, wie ich selber bin.

Gab es in Europa im vorletzten Jahrhundert die Mode der Chinoiserie (wovon das berühmte Château Cos d'Estournel mit seinen Pagoden ein Beispiel ist), bauen nun chinesische Produzenten wie Changyu Schlösser im Bordeaux-Stil. Und streben, im weitesten Sinn, nach einem Bordelaiser Weinideal. Wird doch in China erst seit kurzem Wein getrunken – mit allerdings raketentartig aufsteigender Tendenz. Dieser Exot von Changyu heisst «Cabernet d'Est». Das meint: eine Cuvée aus Merlot und Cabernet Gernischt, einer Art Kreuzung aus Cabernet Sauvignon und Cabernet Franc – den einen zufolge ein europäischer Import aus spätkaiserlichen Zeiten, nach andern eine über tausend Jahre alte autochthone chinesische Eigenvariante. Wie's schmeckt? Chinesisch. Eigen. Und das ist durchaus auch als Kompliment gemeint. Dunkle Frucht, auch ziemlich viel Lakritz, Leder und Unterholz. Gewachsen auf 1100 m ü. M., in geradezu argentinischer Höhenlage, ist dies noch nicht der Wein, dem der Ausgleich der chinesisch-europäischen Öno-Handelsbilanz zuzutrauen wäre. Aber er ist – Gambei! (heisst chinesisch so viel wie «prost») – allemal einen Versuch wert. Da stehen uns noch Überraschungen bevor.

Changyu: Cabernet d'Est 2010 (Ningxia, China). 12,5 % Vinum, Biel. Fr. 12.90. www.vinumsa.ch

Herz und Ehrgeiz

Philippe Rochat, der beste Schweizer Koch der letzten Jahre, hatte eben seinen letzten Arbeitstag. Eine Würdigung. Von André Jaeger



Mass der Dinge: Spitzenkoch Philippe Rochat, 60.

Philippe Rochat ist kulinarisch das Mass der Dinge in unserem Land. Diese ganz klare, gerade Linie, seine Kontinuität, das absolute Qualitätsdenken und seine unbedingte Hingabe an sein Metier über diese lange Zeit beeindruckten mich sehr. Ich habe oft bei ihm gegessen und war nie enttäuscht, aber immer wieder erstaunt. In der Schweiz hatte Rochat eine Vorbildfunktion, viele waren von ihm beeinflusst, und er hat über die Landesgrenzen hinausgestrahlt. Seine Leistung, auf internationalem Topniveau mitzuhalten, ist als noch wertvoller einzustufen, wenn man sieht, wie viel teurer Spitzengastronomie in der Schweiz ist. Grundkosten, Warenkosten, Personalkosten sind markant höher als im Ausland.

Rochat hat strenge Züge, seine Anforderungen an sich selbst sind sehr hoch. Sein Wille, diesen Beruf kompromisslos auszuüben, ist enorm. Und wenn man sieht, wie gross dieser Betrieb ist, wie viele Leute da arbeiten, ist es

klar, dass man nicht lieb und nett sein kann. Er hat einen gewaltigen Ehrgeiz bei allem, was er tut. Selbst wenn er in der Freizeit Velo fährt, ist er auf Höchstleistung getrimmt. Ich kenne aber auch einen anderen Philippe Rochat, mit einem unglaublich grossen Herzen, einem weichen Kern und sehr sensiblen Zügen. Der Wille allein reicht für Spitzenleistungen ja nicht aus. Es braucht Talent, und eine besondere Gabe Rochats war, dass er sich mit den richtigen Leuten umgeben konnte. Er hatte ein hochloyales Team, seine wichtigsten Köche blieben jahrelang bei ihm und sind mit ihm gewachsen. Das zeugt von grosser Menschlichkeit.

Seine hochsensible Seite hat man beim Tod seiner Frau, der Langstreckenläuferin Franziska Rochat-Moser, die 2002 gestorben ist, zu Gesicht bekommen. Als Philippe zur Trauerfeier in die Kathedrale von Lausanne kam, wirkte er erschreckend grau und war um Jahre gealtert. Er hat lange gebraucht, darüber hinwegzu-

kommen. Dann aber hat er sich nach einer Auszeit in Lappland in die Arbeit hineingekniert und wurde vielleicht besser, als er je zuvor gewesen war. Dazu kam, dass auch seine Mannschaft ihn auf beeindruckende Weise unterstützt hat.

«Ça va pas»

Rochats Küche ist sehr persönlich und ganz klar. Es zählt die Frische, die Qualität des Produktes und die Reduktion. Seine Devise war immer, dass drei Geschmäcker auf einem Teller ausreichen. Da spürt man wirklich, was man isst, und merkt, dass ein Stück Fleisch gebraten wurde. Alles, was molekular ist, lehnt er ab. Das ist die Stärke eines klardenkenden Koches, der auch mit seinen Kollegen streng ist, wenn er bei ihnen isst. Da kann es schon mal vorkommen, dass er einen Teller mit einem «Ça va pas» schnell zur Seite schiebt.

Wenn man so viel erreicht hat wie Philippe Rochat, ist man sehr ausgestellt und sehr verletzlich. Also gibt es keine Alternative zur absoluten Perfektion. Top-Gastronomie ist heute ein Hightech-Unternehmen, in dem minutiös vorbereitet und ausgeführt wird. Anders geht es nicht, wenn man dieses Level halten will. Wenn man sieht, wie bei Rochat gearbeitet wird – zwei Dutzend Köche sind auf engem Raum am Werk –, ist das einfach beeindruckend: Da liegt kein Lappen herum, keine Kartonschachtel, es ist blitzblank. Was dann herauskommt, kann man halt nicht vergleichen mit einem Eglifilet, das in einer Pfanne mit Butter gebraten wurde.

Ein Gericht wie die gebratene Ente, die am Tisch tranchiert wird, bleibt einem in Erinnerung. Das ist ein Zusammenspiel von höchster Kochkunst und perfektem Service. Eine unvergessliche Schöpfung ist sodann der «Lièvre à la royale», den Rochat anlässlich seiner Wahl zum «Koch des Jahres» kreiert hat. Um so etwas zu machen, muss man viel verstehen vom Kochen, aber man muss genauso viel verstehen vom Essen. Rochat hat dieses klassische Wildhasen-Rezept, bei der man das Fleisch langsam löffelfert schmort, modernisiert, in ein Schälchen gepackt und mit etwas Foie gras und einer unvergleichlichen Sauce ergänzt. Man isst das vielleicht schnell, aber es ist trotzdem etwas, das bleibt.

Philippe Rochat, Jahrgang 1953, hat von 1996 bis Ende März 2012 das Restaurant «Hôtel de Ville» in Crissier geführt, das mit drei Michelin-Sternen (seit 1997) und 19 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnet wurde.



André Jaeger, Jahrgang 1947, übernahm 1981 den väterlichen Betrieb «Fischerzunft» in Schaffhausen und machte daraus eines der besten Lokale des Landes mit einem Michelin-Stern und 19 Gault-Millau-Punkten. Jaeger war zweimal «Koch des Jahres».

Aufgezeichnet von **David Schnapp**



Auto

Rasender Frosch

Wer sagt, nur ein 911er sei ein richtiger Porsche, sollte mal einen Cayman R fahren. *Von David Schnapp*

Kürzlich war ich mit einem Porsche Panamera Turbo S unterwegs und war so eitel, dies über einen Social-Media-Kanal öffentlich zu machen. Sofort erreichte mich die Antwort eines Autofans: «Nur ein 911er ist ein richtiger Porsche.» Im Vergleich Panamera vs. 911er kann man diese Behauptung argumentativ noch stützen. Schwieriger wird es, wenn man den Porsche-Klassiker mit dem Cayman, der 2005 lancierten Coupé-Version des Boxster, vergleicht. Wer das reine, rohe Vergnügen einer Sportwagenfahrt sucht, kann mit dem Cayman sehr glücklich werden.

Porsche Cayman R

Leistung: 330 PS, Hubraum: 3436 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 282 km/h
 Preis: Fr. 104 700.–
 Testwagen: Fr. 130 850.–



In der noch sportlicheren R-Version ist das zweisitzige Mittelmotor-Coupé 55 Kilogramm leichter als die S-Version und wiegt 1295 Kilogramm. Jedes PS muss lediglich 3,9 Kilogramm bewegen, das ist ein sehr guter Wert. Die neue Leichtigkeit bezahlt man natürlich mit Komfort, in der Grundversion gibt es weder Radio noch Klimaanlage, die Sportschalensitze sind enganliegend und nicht gerade als Langstrecken-Fauteuils ausgelegt. Die Türen sind aus Aluminium, und zum Aufmachen zieht man an einem roten Stoffband, das anstelle eines Türöffners an der Innenseite baumelt.

Mein Testwagen war mit allerlei Zusatzausrüstung aufgemotzt. Die Liste dafür ist wie immer lang und teuer, so dass man mit ein paar Kreuzchen an der richtigen Stelle einen Drittel des Grundpreises von 104 700 Franken (gegenüber 76 900 Fr. für den Basis-Cayman und 94 100 Fr. für den Cayman S) so schnell dazuaddiert hat, wie man mit dem Cayman R von null auf hundert beschleunigt (rund fünf Sekunden).

In quakendem Froschgrün (Peridot metallic) lackiert, war mein Testwagen ein ziemlicher

Aufreger auf der Strasse, was ein 911er längst nicht mehr ist. Um in das tiefliegende Auto zu steigen, muss man etwas üben, damit man sich nicht mehr komplett lächerlich macht. Dann aber sitzt man festgezurrt in der übersichtlichen Porsche-Kulisse, hinter sich den vibrierenden und heiser grollenden Sechszylinder-Boxermotor. Dank der Sportabgasanlage (Fr. 3550.–) lassen sich damit furiose Beschleunigungsarien abspielen, der Motorsound wird dann so laut, wie es die grüne Farbe schon ist. Mit donnerndem Röhren beschleunigt der Cayman und spritzt ärgerlich, wenn er durch den Stadt-Stossverkehr gequält wird. Aber wehe, wenn man etwas Platz hat auf der Landstrasse, dann wird jede Fahrt zur ständigen Prüfung der persönlichen Verkehrsmoral.

Präzis wie Millimeterpapier

Der Cayman R liegt dank des Mittelmotors und der ausgewogenen Gewichtsverteilung unglaublich gut auf der Strasse, es sind Kurvengeschwindigkeiten möglich, die sonst nur kleine Buben mit Spielzeugautos simulieren können. Die Lenkung ist präzis wie Millimeterpapier und das Fahrwerk straff, aber auf guten Strassen nicht unbequem. Kurz: dieser Porsche ist der reine Spasspartout und kein Alltagsauto: zu wenig Platz für Gepäck, zu roh, zu reduziert. Das ist kein Nachteil, im Gegenteil, genau so sollte ein Porsche sein.

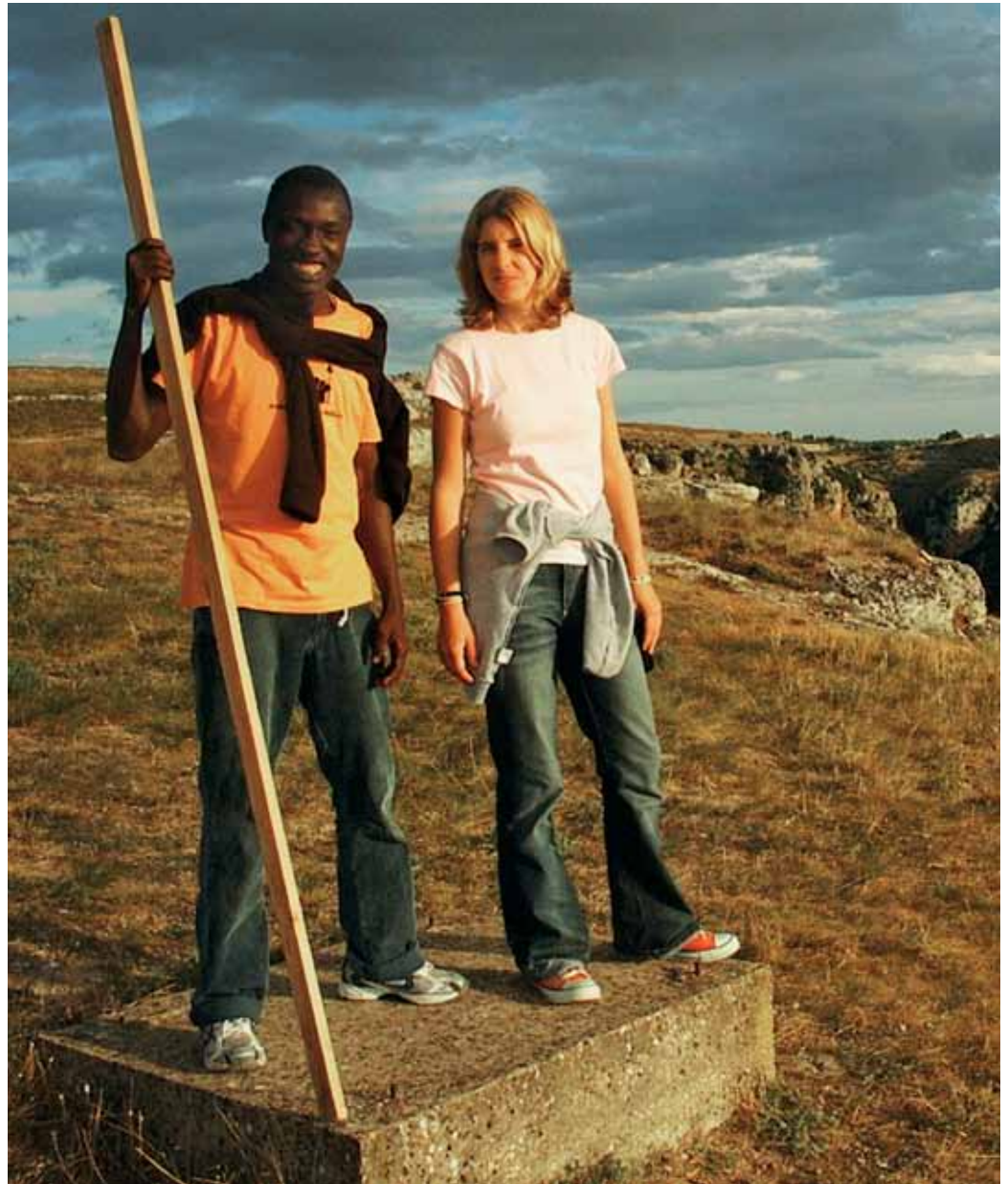
Schmetterlinge im Bauch

Die Textilfachfrau Nicole Gyurkovits, 32, und der ehemalige Strassenjunge Juma Mtawa, 32, sind seit sieben Jahren verheiratet. Zusammen holen sie die Sterne vom Himmel.

Nicole: Die Sonne brannte vom Himmel, und die Autos hupten im Mittagsverkehr. Seit ich mein Praktikum in Tansania begonnen hatte, fühlte ich mich so frei wie nie zuvor. Luxus wie Toilettenpapier und fliessendes Wasser gewöhnte ich mir schnell ab. Während andere Menschen in meinem Alter reich werden wollen, war mein Ziel: Ich will lernen, was es heisst, arm zu sein. Der Verzicht auf Annehmlichkeiten und Statusobjekte fiel mir nicht schwer, aber an die Ausgrenzung, die mit einem materiell armen Leben verbunden ist, muss man sich gewöhnen. Mit den gemachten Ersparnissen unterstützte ich jene Ärmsten, die ich in der Hauptstadt Daressalam kennenlernte. Juma, der mir in den letzten Wochen immer wieder zugewinkt hatte, schaffte es an diesem Tag, mich mit seiner heiteren Art vom Weitergehen abzuhalten.

Juma: Ich stand jeden Tag an der gleichen Ecke, weil das mein Territorium war, das ich mit meinen Freunden teilte. Seit meinem siebten Lebensjahr lebte ich auf der Strasse, ich entflohm einem gewalttätigen Vater, der nicht für mich sorgen konnte. Von klein auf war ich mit anderen Strassenkindern zusammen, die sich im gefährlichen Grossstadtleben gegenseitig ein wenig Schutz geben konnten. Aber es gab natürlich Hunger und viel Streit: Wir waren ohne jegliche Erziehung, Fürsorge oder Liebe. Die kleinen Kinder gewöhnen sich früh das Stehlen an, sonst können sie nicht überleben. Später bleiben die meisten Aussätzige. Ohne Chance auf Ausbildung, sind die ehemaligen Strassenkinder natürlich meist arbeitslos, oft auch krank, und erneut will niemand etwas mit ihnen zu tun haben. Nicole war anders, meine Zurufe «Hey Sister, how are you?» beantwortete sie in dialektfreiem Suaheli. Sie stellte mir Fragen, interessierte sich für mich und die Lebensumstände. Das hatte bisher noch kein Mensch getan.

Nicole: An einen Partner dachte ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Mein Leben hatte sich verändert, seit ich schwerkranken Kindern in Tansania und Indien begegnet war, und meine Zukunft wollte ich helfenderweise verbrin-



«Nicht alles war erfreulich»: Ehepaar Mtawa-Gyurkovits.

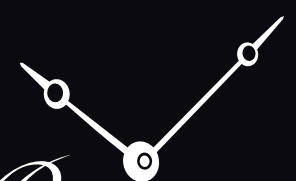

gen. Als wir uns kennenlernten, war Juma gleich alt wie ich. Doch er kannte sein Alter nicht, besass keine Geburtsurkunde und hielt sich für sieben Jahre jünger. Wir wurden Freunde. Es gab Hochs und Tiefs. Mein Vertrauen wurde immer wieder auf eine harte Probe gestellt. Mit der Zeit wurde mir bewusst, das Juma nie eine Sozialisierung erfahren hatte, die normalerweise in einer Familie geschieht. Gewisse zwischenmenschliche Regeln kannte er einfach nicht. Aber es gab auch schöne Zeiten, unbeschwerte Ausflüge, nächtelange Gespräche. Dummerweise flatterten bei mir, je besser wir uns kennenlernten, die Schmetterlinge wie wild durch den Bauch. Ich untersagte mir diese Gefühle lange Zeit, und dann musste ich auch schon nach Deutschland zurück, weil mein Visum abließ.

Juma: Mich hatte noch nie jemand geliebt, und als ich Nicole kennenlernte, war sie zuerst eine Kameradin, die mir und meinem unmöglichen Leben Verständnis entgegenbrachte

und sich nie dauerhaft abschrecken liess, wenn ich wieder irgendeine Dummheit anstellte. Dann half sie mir, die Krankheit zu heilen, gab mir ein Dach über dem Kopf und schenkte mir neuen Lebensmut. Sie zeigte mir vor allem auch, dass ich meinen Beitrag leisten muss, soll sich mein Leben zum Guten verändern.

Nicole: Schliesslich habe ich auf mein Herz gehört, und das war richtig so. Erst durch Juma überdachte ich meine Lebensplanung neu und öffnete mich für die Liebe. Ohne meinen Mann wäre ich niemals Autorin zweier Bücher geworden, ohne die es vermutlich auch meinen Verein Human Dreams nicht geben würde und somit auch kein Kinderpflegeheim in Indien, das wir aufbauten und zusammen führen. Gemeinsam holen wir heute die Sterne vom Himmel. Bis es so weit war, geschah allerdings viel, und nicht alles war erfreulich.

Teil 2 in der nächsten *Weltwoche*
Protokoll: Franziska K. Müller
www.humandreams.org



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur.

Die Kunst und der Stil von Breguet, 1775

Als Erneuerer der traditionellen Uhrenästhetik Ende des 18. Jahrhunderts ersetzte Breguet deren Schnörkel durch ein zeitlos-puristisches Design. Heute findet sich dieser klassische Breguet Stil mit seinen typischen Merkmalen im Modell Classique 5157 wieder: ein elegant verfeinertes Profil, das kannelierte Gehäuse, Breguetzeiger und ein fein von Hand guillochiertes goldenes Zifferblatt. Wir schreiben die Geschichte fort...

